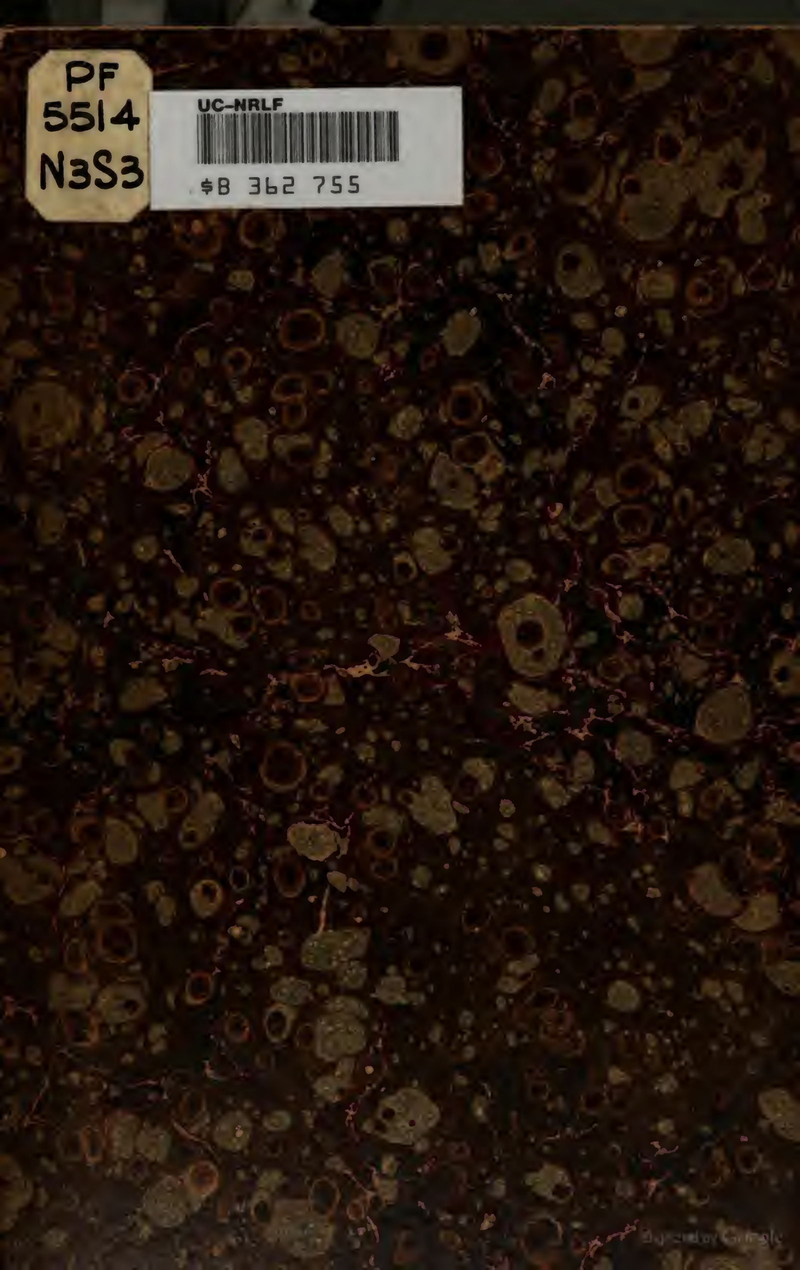




Naumburgs Mundart.

Im Umrisse dargestellt

von

Karl Schöppe.



Naumburg a. S.
Druck und Verlag von H. Sieling.
1893.

Vorwort.

Die nachfolgende Arbeit erschien zuerst im „Naumburger Kreisblatte" von 1892 und hat da unerwartet vielseitigen Beifall gefunden. Dieser Beifall war vielfach mit der Aufforderung zu einem Sonderabdrucke verbunden, den ich also hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, indem ich zugleich darin zahlreiche Ergänzungen mit einfüge, die mir seitdem noch zugekommen sind.

Als ich anfing, mich mit dem Gedanken zu beschäftigen, die Eigentümlichkeiten unserer Naumburger Mundart zusammenhängend darzustellen, glaubte ich, der erste zu sein, der sich mit dieser Aufgabe beschäftigte. Inzwischen fand ich nun aber schon in dem Vorgänger des Kreisblattes, dem Naumburger Wochenblatte (1814, Nr. 27) einen Hinweis auf diesen Gegenstand, wobei freilich in ganz ungeschichtlicher Weise diese mundartlichen Eigentümlichkeiten als Verstümmelungen der Sprache der Gebildeten aufgefasst und bekämpft werden. „Wie tönen wohl", sagt der Verfasser, „in einem nicht ganz verschlossenen Ohre folgende Sprecharten: kumm dach! gih wäk! hierschte nich! oder selbst in der Sprache der Höflichkeit der noch immer nicht ganz verbannte „kohrschamme Diener", den uns vor einiger Zeit unser Dichter und Sprachkenner Voß in einem öffentlichen Blatte vorwarf? Wie würde uns, wenn wir achtsam auf das Schöne

und Schickliche sein wollten, folgendes Gespräch gefallen? A. Gutt grieß'ch, Nackber! B. Schünn Dank. Wu kimmt'r 'n här? A. Vun Buttschter Marchte. B. Wu hat'r 'n de Kingerchen gelasen? A. Se sin heeme bei der Mihme. B. Hat'r 'n veel geleest? A. Ach, 's war nischt. Verkeefer satt, abber keene Keefer. 's sin immer nach schlächte Zeiten. B. Ja, weeß Gutt, mer denkt, 's is Friede, abber mer kimmt drum nich aus 'en Plack un aus der Surge raus. — Man könnte ein ganzes Wörterbuch solcher verderbter, recht eigentlich kauderwelscher Ausdrücke und Wortformen zusammenschreiben und jeder würde sich erinnern, sie nicht selten auch in besseren Gesellschaften gehört zu haben. Wir erwähnen nur einiges: ich kamb, ich nahmb, Sunne, Summer, Schtrimpe, Schtibbeln, beese Beene, loof hort'g, 's rähnt, guk ach 2c."

Soweit der Unbekannte (als den ich den damaligen Pfarrer von Schönburg, Mende, einen geborenen Naumburger vermute), der vielleicht derselbe ist, der einige Jahre später (Wochenblatt 1818, Nr. 26) folgende Bruchstücke von Gesprächen mitteilt: „Aufs Mannsen ist sie wie der Teufel. — Kühn! Kooft Kühn! — Ich wees nich, obs zwee geschlagen hat. — Ich hatte nur een Vertel und den ha ich verkooft. — Ein Stücker sechse. — Auf Merseburg. — Wenn mers ehn nich gäbn, da hotte nischt zu beißen und zu brocken."

Weitere Betrachtungen, als daß diese „Verderbnis" bekämpft werden und im übrigen an Stelle der Fremdwörter möglichst „teutsche" Wörter treten müßten, knüpft der Verfasser nicht an seine Mitteilungen. Man darf wohl annehmen, daß er es weniger auf den städtischen, als auf den ländlichen Dialekt abgesehen hatte, dem wohl auch obige Proben entstammen. Ich meinerseits muß mir diesen weiteren Bereich unserer Mundart für eine spätere Bearbeitung vorbehalten, ebenso wie auch Nachforschungen danach, welche dialektische Spuren sich in

Büchern und Urkunden früherer Jahrhunderte aus unserer Gegend finden.

So empfehle ich denn mein der Liebe zu unserer alten, guten Vaterstadt entsprungenes Büchlein dem wohlwollenden Urteile und der freundlichen Aufnahme meiner lieben Leser und Mitbürger!

Naumburg a. S., den 14. Juni 1893.

K. Sch.

Vorbemerkung.

Wennschon die von mir zur Darstellung der Mundart gewählte Rechtschreibung vielleicht manche Inkonsequenzen aufweisen wird, so wird doch, glaube ich, deren keine eine Ungewißheit über den gemeinten Laut aufkommen lassen. Im allgemeinen bemerke ich nur noch, daß ich ein Dehnungs-h nur da gesetzt habe, wo entweder die betonte Silbe dadurch gekennzeichnet werden sollte oder wo der Vokal selbst dann als lang gelten sollte, wenn ihm eine mehrfache Konsonanz (auch ch sch) folgte. — Das für j gebrauchte ch hat überall den sogen. ich-Laut.



Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Wer von uns geborenen Naumburgern sich schon einmal in der Fremde bewegt hat, dem ist es wohl öfters widerfahren, daß er im Laufe der Unterhaltung von einem ihm sonst Unbekannten gefragt worden ist: „Sie sind gewiß aus Naumburg?“ Und auf die verwunderte Gegenfrage: „Ja, kennen Sie mich denn?!“ ist ihm dann erwidert worden: „Nun, das hört man doch gleich an der Sprache!“ — In der That, wenn wir uns auch „so weit die deutsche Zunge klingt“, als Glieder eines Volkes fühlen und wenn wir auch alle die deutsche Sprache unsere Muttersprache nennen, so ist doch diese Sprache je nach dem Orte, wo unsere Wiege stand, ganz verschieden geartet, so zwar, daß schon durch die ganze Art und Weise, wie gesprochen wird, die Heimat des Sprechenden sich verrät. Nicht mit Unrecht sprechen wir daher von verschiedenen „Mundarten“ der deutschen Sprache. Diese Mundarten kennzeichnen sich aber nicht bloß durch den eigenartigen Tonfall, die besondere Klangfarbe des Gesprochenen und seiner einzelnen Laute, sondern auch durch die Eigentümlichkeiten in der Bildung, Wahl, Anwendung und Verbindung der einzelnen Wörter — Eigentümlichkeiten, die oft von der sogen. Schrift- oder Schulsprache erheblich abweichen. Um dieser Abweichungen willen hat man die Mundarten lange als etwas Geringeres, ja Verächtliches angesehen, dessen man sich als eines Zeichens der Unbildung schämen müsse. Mit Unrecht. Sind doch gerade die Mundarten die lebendigen, auf dem Wege der natürlichen Entwickelung erwachsenen Kinder der gemeinsamen germanischen Muttersprache; ja eben das als „Sprache der Gebildeten“ gepriesene „Neuhochdeutsch“ ist selber nur eine Mundart, oder doch daraus entstanden, indem der Gang der Geschichte diese im Süden unseres Vaterlandes heimische Mundart an den Höfen

und in den Kanzleien zur Herrschaft gelangen ließ, von wo sie dann durch das Mittel der Schrift und der Litteratur das äußere gemeinsame Band für alles das wurde, was sich in unserem Volke durch Denken und Empfinden innerlich eins fühlt. So hat allerdings die Bildung der Herrschaft dieser Mundart die Wege geebnet, aber sie würde diesen Sieg gewiß nicht errungen haben, wenn sie nicht, wo immer sie mit anderen Mundarten zusammentraf, aus diesen neue Nahrung, neue Reichtümer geschöpft hätte. Die Mundarten sind das Aeltere, Ursprüngliche, die Schulsprache ist das Jüngere, zum großen Teil das Gemachte. Luther ist vornehmlich ihr Vater, aber es ist kaum zwei Jahrhunderte her, daß sie das entschiedene Uebergewicht erlangt hat. Das entschiedene und das entscheidende — denn für die Einheit unseres Geisteslebens, für die Zusammenfassung unseres nationalen Empfindens unter den gemeinsamen Begriff des Deutschtums war die Alleinherrschaft nicht nur e i n e r Sprache, sondern auch e i n e r Sprach f o r m von höchster Wichtigkeit. Aber wenn diese uns einigende Schulsprache nicht Gefahr laufen soll, zu erstarren, zur toten Sprache zu werden (wie das Lateinische im Verhältnis zu den romanischen Sprachen), so muß sie für das, was in den Mundarten wirklich lebenskräftig und zum Leben berechtigt ist, ein allezeit bereites und williges Aufnahmevermögen haben; sie darf sich nicht von den Mundarten losreißen, denn hier sind die starken Wurzeln ihrer Kraft.

Diese hohe Bedeutung der Mundarten rechtfertigt es, daß man in neuerer Zeit ihnen mehr Aufmerksamkeit zugewendet hat, als sonst, und so wird man es wohl nicht als eine bloße Spielerei ansehen, wenn ich den Versuch mache, unsere Naumburger Mundart in ihren Eigenheiten kurz darzustellen. Es erscheint mir dies umsomehr — auch aus sprachgeschichtlichen Gründen — am Platze, als manche Einflüsse wirksam sind, diese mundartlichen Eigenheiten zu verwischen. Die immer allgemeiner werdende und in immer breitere Volksschichten eindringende Schulbildung; die damit zusammenhängende wachsende Neigung, sich mit der Schriftsprache in Buch und Zeitung zu beschäftigen; die ungeheuere Verkehrserleichterung, welche die einzelnen Volksglieder mit früher kaum geahnter Leichtigkeit und Schnelligkeit durcheinander würfelt; die zunehmende Gewohnheit, dem Geschriebenen vor dem Gesprochenen den Vorzug

zu geben — alles das trägt dazu bei, der Mundart den Boden abzugraben, oder doch sie in ihrer Reinheit zu trüben.

Das Nachstehende soll vorwiegend eine, nicht einmal erschöpfende, Stoffsammlung sein; was zur Erklärung oder Begründung hie und da eingestreut ist, will weder unfehlbar noch umfassend, sondern nur als gelegentliche Nebensache aufgefaßt sein.

Während unsere Schulsprache auf der Sprache Oberdeutschlands beruht, gehört unsere Naumburger Mundart zu den mitteldeutschen Dialekten und ist, wie es die Lage unserer Vaterstadt mit sich bringt, ein Gemisch der thüringischen und der obersächsisch-meißnischen. Bei dem bedeutenden Einflusse, den diese meißnisch-sächsische Sprache (durch Luther) auf die Ausbildung der hochdeutschen Schriftsprache hatte, ist es erklärlich, daß unsere Mundart nicht gar zu erheblich von der Schriftsprache abweicht, bei weitem nicht so erheblich, wie z. B. die allemanischen oder die niederdeutschen Mundarten. Uebrigens muß, wenn man auf Einzelheiten eingeht, die Mundart der Stadt Naumburg noch unterschieden werden von der ihrer bäuerlichen Umgebung, wo sich die älteren, ursprünglicheren Formen der Mundart noch reiner erhalten haben; ja es bestehen sogar merkliche Unterschiede zwischen der Sprache der inneren Stadt und der der Vorstädte, deren Bewohner vermöge ihrer vorwiegend landwirtschaftlichen Beschäftigung gleichsam einen Uebergang zu der ländlichen Bevölkerung bilden oder doch bildeten.

Die Laute.

a) Die Vokale.

Dieser Unterschied zwischen innerstädtischer und vorstädtischer Aussprache macht sich schon beim **a** geltend, das in der Vorstadt durch eine merkliche Beimischung von o gedämpft wird: oach, moal = ach, mal, aber auch sonst selten in voller, ungetrübter Reinheit erklingt. In den meisten Wörtern mit a ist dieser Vokal ursprünglich kurz gesprochen worden; jetzt freilich finden wir in der „gebildeten" Sprache diese Kürze nur noch dann, wenn dem a mehrere Konsonanten folgen (ja, auch da wird in Bart, zart ꝛc. schon gedehnt), sowie in einigen Einsilbern, wie „ab, am, an, das, hat, man, was — Bad, Glas, Gras, Rad, Tag, Trab." Mit Ausnahme von „Trab" werden indessen die hier aufgeführten Hauptwörter im Naumburgschen lang gesprochen; von den übrigen wird auch „an" gedehnt: „uff deine Ahnsicht gimmt gar nischt ahn!" Dagegen wird „nach", wenn es unbetont ist, kurz gesprochen, in Nachbar sogar als betonte Silbe: „Nachchb'r". Wie hier, verschwindet das a auch in anderen unbetonten Nebensilben: Breidch'n = Bräutigam, arweits'n = arbeitsam, genihchs'n = genügsam. Dafür wird das fremde Wort „Gas" zu „Gass" verkürzt. Von dem Zeitworte „haben" (langes a) wird das kurzvokalige Hauptwort „der Hawwer" (Habsucht) abgeleitet. In „Reddischen, Rewwinschen, wenn" und (vorst.) „werrlich" wird e statt a (Radischen, Rapunzchen, wann, wahrlich) gesprochen.

Das **ä** spricht der Naumburger bald wie **ä**, bald wie **e**. Als kurzer Vokal nämlich wird es wie ä ausgesprochen, ausgenommen vor l, m, n, s, t: elder, Lemmer, Hende, Lenge, Bengge, Fesser, hedde = älter, Lämmer, Hände, Länge, Bänke, Fässer, hätte. In lang gesprochenen Wörtern hängt die Aussprache des ä davon ab, ob diese Wörter schon im Altdeutschen ein ë hatten — dann wird das ä auch heute noch wie ä gesprochen (Bär, Schwären von bër,

swër) — oder ob das ä der Umlaut von a ist — dann lautet es wie eh: Zehne, grehm'n, nehn, schehlt, Ehre = Zähne, grämen, nähen, schält, Aehre; nur „Stäbe, Nägel, Väter“ behalten ihr ä. Den Familiennamen Gläser spricht daher der Naumburger „Gleser“ aus und früher schrieb man ihn auch so; jetzt, wo unsere Rechtschreibung mehr etymologisch als phonetisch ist, ist das ä wenigstens in der Schrift in seine Rechte getreten. Erwähnt sei noch, daß „Schädel“ wie „Schäddel“ und „Städte“ wie „Schdehde“ gesprochen wird.

Die Aussprache des **e** stimmt mit der schulmäßigen überein; zu bemerken wäre höchstens, daß das e da, wo es einen ä-ähnlichen Klang haben muß, dies ä recht breit erklingen läßt: Schäre, bequäm, Bärch. In „Schemel“ wird das e verkürzt: Schemmel.

Das **i** weicht nur als kurzer Laut und auch da nur vor r von der Schulsprache ab, indem es hier wie geschlossenes e gesprochen wird: Berne, Gersche, mersch = Birne, Kirsche, mir's. Man muß hierbei unwillkürlich an das englische i in Wörtern wie bird, first ꝛc. denken. „Hehrschen“ statt „Hihrschen“ = Hirsen zu sagen, ist vorstädtisch. Den e-Laut hat das kurze i auch in (vorst.) Renne = Rinne und (bäurisch) Schdewwel = Stiefel. Die Wörter „Kies“ und „Stiefel“ werden kurz gesprochen: Giss, Schdiwwel.

Eine ähnliche Aussprache-Eigentümlichkeit bietet das kurze **u**. Während es sonst, ebenso wie auch das lange u, demselben Laute der Schriftsprache entspricht, lautet es vor r wie o: Borch, dorch, schnorren, Gorge = Burg, durch, schnurren, Gurke.

Umgekehrt wird das kurze **o** der Schriftsprache von uns wie u gesprochen: Dulch, Luch, Uddo = Dolch, Loch, Otto, wobei abermals die Wörter mit r eine Ausnahme machen, denn sie widerstehen diesem Lautwechsel (Horn, horch). Vereinzelt stehen „dach“ = doch und „Dahcht“ = Docht (vor Luther daht, gespr. dahcht); die, die an dem Laute o festhalten, dehnen ihn wenigstens: Dohcht. Auch die Naumburger Aussprache von „Lorbeer“ = „lorrw'r“ knüpft wieder an die mittelhochdeutsche „lohrb'r“ (lôrber) an.

Einen ähnlichen Einfluß wie bei i, u und o übt das r bei **ü** aus, das sonst wie i lautet (Biffe, Hihde, fihr'n = Püffe, Hüte, führen), in kurzen Silben vor r aber wie e gesprochen wird: werrde, Werme, Berschde = würde, Würmer, Bürste. (Vergl. englisch fur, burn.)

Diese bemerkenswerte Einwirkung des r auf seinen begleitenden Vokal (i, ü = e; u, o = o) erinnert mich daran — ohne daß ich sie damit begründen will — daß im Gotischen das (aus vorgeschichtlichem a entstandene) e und o sich in i und u verwandelte, vor r aber dieser Wandel unterblieb.

Das ö verflacht sich im Munde unserer Landsleute durchweg zu e: Helle, hehflich, Rehre = Hölle, höflich, Röhre.

Außer dem o der Schriftsprache kennt der Naumburger noch ein anderes o, das die Schule **au** schreibt und spricht. So sagen wir: lohsen, Lohp, Ohche statt laufen, Laub, Auge, weil nämlich das au dieser Wörter aus einem früheren ou entstanden ist (loufen, loup, ouge). Nur wenn das frühere ou am Ende oder vor einem andern Vokale stand oder wenn das au aus einem älteren â(w), û, iu entstanden ist, nur dann spricht auch der Naumburger au: Dau, Frauen, bauen, Haus, Raum, sauer, Glaue, gauen (tou, vrouwen, bûwen, hûs, rûm, sûr, klâwe, kiuwen). In „Schuffel" = Schaufel (vgl. niederländisch schoffel) hat sich wohl das u der mittelhochdeutschen Form schûvel erhalten.*) Ebenso erinnert „rehfen" = „raufen" an die mittelhochdeutsche Form röufen.

Dieses öu verhält sich nämlich zum ou wie unser **äu** zum au, und wie daher der Naumburger das aus ou entstandene au als o ausspricht, so spricht er das davon abgeleitete äu wie ö, d. h. wie e: Lehser, rehchern = Läuser, räuchern. Nur bei einigen dieser Art, wie Reiwer, leichtgleiwig (Räuber, leichtgläubig, jedoch: ahwerglehwisch) 2c. und bei allen, deren äu aus û umgelautet ist, sprechen wir ei: Heißer, Deimling (Häuser, Däumling). Da sich für „träumen, zäumen, säumen" (d. h. nähen) im Mittelhochdeutschen neben tröumen**) 2c. auch troumen (also „traumen") findet, so spricht man in Naumburg noch jetzt: drohmen, zohmen, sohmen. Das alte iu entspricht eigentlich unserem äu, eu; nur bei wenigen Wörtern (kauen, krauen, brauen) wird es in unserer Schulsprache

---

*) Gschwend in seinem „Itztlebenden Naumburg" von 1716 schreibt, daß ein Teil der Feuerwehr mit „Schuffeln" ausgerüstet war.

**) Hiermit ist vielleicht auch der Ausdruck: „dickdrem'sch" (verschlossenes, mürrisches, schläfriges Wesen), etwa = dicktrömisch in Verbindung zu bringen, zumal wenn man dabei an das Wort „Drohmbuch" (Traumbuch = Schlafmütze, figürl.) denkt.

zu au; die Volkssprache dehnt aber diesen au-Laut auch auf „Gnauel, lauden, Raude, bauersch, Schbraugorp, haudch, Blauel" = „Knäuel, läuten, Räude, bäurisch, Spreukorb, häutig, Bleuel" (kniuwel, liuten, riude, spriu, hiutic, bliuwel) aus; ebenso „schlaudern, schdrauen" für schleudern, streuen. Diese Abneigung gegen den Umlaut finden wir auch beim ü: gemusst, nutzen, Borchemehster, ich dorschte, ich worche, wuhdch, ruggen, Budde, ruren (auch roren) = gemüßt, nützen, Bürgermeister, ich dürste, ich würge, wütig, rücken, Bütte, das Feld rühren.

Die übrigen eu-Wörter sprechen wir mit ei: Leide, nein = Leute, neun, wogegen das ei der Schulsprache bei uns eine doppelte Aussprache hat: Ist es aus î entstanden, so bleibt es ei: reif, entweichen, weiß (rîp, wîchen, wîz); stammt es aber von ei ab, so sprechen wir es e: Rehf, einwehchen, gemehne = Reif, einweichen, gemein. So erklärt es sich auch, daß der Naumburger „Weingarden" und „Wehdgarden" verschieden ausspricht (win = Wein, weit = Waid). Interessant ist in dieser Hinsicht der Familienname Wettber; noch das Naumburger Lehnbuch von 1733 nennt diese Familie „Weitberg", im Volksmunde lautete dieser Name Wetberg, dann verkürzte sich das „e" und das „g" fiel ab. In „Eimer und (vorstädt.) steinern, kleiner, reinlich" wird dies e außerdem verkürzt: Emmer, schdennern,*) glenner, rendlich. Bei „Eimer" erklärt sich dies wohl auch aus seiner Entstehung aus einbar = Eintrage (vgl. Bahre = Trage) gegenüber dem Zuber (zwibar = Zweitrage). — Die Neigung zur Vokalverkürzung ist überhaupt ein Kennzeichen des Vorstädters: Schduwwe, Schdiwwel, Schiwwerdafel, Fädder, Lädder, Senne, Zibbel, Schemmel, himmne, drimmne, Schimmbehn = Stube, Stiefel, Schiefertafel, Feder, Leder, Sehne, Zwiebel, Schemel, hüben, drüben, Schienbein, dessen andere Aussprache „Schihnebehn" an die mittelhochdeutsche Form schinebein erinnert. Daß der Naumburger „geschdrihft = gestreift" sagt, kommt daher, daß das mittelh. sträufen noch eine seltenere Nebenform striefen hatte.

---

*) Daher der bekannte Spruch, mit dem man einen hohlen Zahn wegwirft: „Mäuschen, hier hast du 'nen bennernen (beinernen), gieb mir 'nen stennernen!"

b) Die Konsonanten.

Betrachten wir jetzt die Konsonanten im Munde des Naumburgers! Daß die weichen Schlußlaute am Wortende hart gesprochen werden (auß, Leip, Liht, Berk = aus, Leib, Lied, Berg), ist nicht bloß unserm Dialekte, sondern unserer Sprache überhaupt eigen; bloß das **g** verwandelt der Naumburger nicht in **k**, sondern in ch: Dahch, Berch, der Wähch = Tag, Berg, Weg; nur „mag“, „Werg“, „weg“ werden „mahk“, „Werk“ und „wäck“ ausgesprochen (vorstädt. auch „sagg, tragg, fragg, lahg“ = „sack 2c.“: sacksen = sags ihm!). Und nicht nur am Ende, sondern auch in der Mitte der Wörter geben wir dem g diesen ch-Laut (dähchlich, sahchen, Lihchner = täglich, sagen, Lügner), sodaß der von der Schule geforderte weiche k-Laut des g von uns nur im Anlaute gebraucht wird; ja in der Redensart: „die Sache is in Change“, „m'r wull'n die Sache in Changk bringe“ hat sogar das Anlaut-g den Laut des ch (wie in „ich“).

Uebrigens wird auch das **j** nicht mit der ihm gebührenden Weiche, sondern ebenso scharf ausgesprochen wie ch in „ich“: cheder = jeder.

So wie eigentlich das g gesprochen werden sollte, als weichen Kehlschlußlaut, spricht der Naumburger das **k**: Gerl, Ginstler, baggen, Hagen = Kerl, Künstler, backen, Haken. Die Aussprache „Marcht“ für „Markt“ erinnert vielleicht an ein Gesetz unserer Sprache, das besagt: Beim Zusammentreffen mit t wird p, b zu f (graben, Gruft), t, d zu st (laden, Last), k, g zu ch (mögen, mochte); also wohl auch, als das lateinische mercatus sich zu dem deutschen markat, market zusammenzog, zuletzt markt = Marcht. Auch Kalk wird gesprochen: Galch (wie auch in Oberdeutschland: Kalch, nach dem altd. calh). Hierher gehört auch die Redensart: „sulchen Vulche (= Volke) glickts!“

Wie sich das k dialektisch zu g erweicht, so auch **t** und **p** zu d und b: Dor, Bader, Baul, Dulbe = Thor, Pater, Paul, Tulpe. Hiernach würde also „Raupen“ wie „rauben“ gesprochen werden müssen; ein Mißverständnis kann daraus gleichwohl nicht entstehen, weil **b** im Naumburgschen anders als in der Schulsprache lautet. Folgt nämlich dem b ein Vokal, so wird es, auch wenn dieser Vokal wieder ausgefallen ist, wie w gesprochen: Silwer, liwer, Erwe,

Nohwlesse, ohwrer = Silber, lieber, Erbe, Noblesse, obrer, und dieses w wird vor -en, -n zu m; sihmnder, erhahmner, rohmn, lihmn = siebenter, erhabner, rauben, lieben. Diese w-Aussprache des b, bezw. deren Wandel in m, unterscheidet scharf das b vom p; nur in dem Worte „Rippen" („du heddsts uff'n Rimm'n) geht auch das p (b gesprochen) in m über — vielleicht, weil die verwandten Wörter der anderen germanischen Sprachen mit b geschrieben werden (niederdeutsch: „die Ribbe", vergl. auch „Rebe"). Jener w-Aussprache des b gab schon das Mittelhochdeutsche Ausdruck durch die Schreibweisen: varwe, gelwer, mürwe und witewe, an dessen b noch die Form „Wittib"*) erinnert. Ebenso ist wohl der Familienname Forwergk eine Folge dieser Verweichligung des w, denn im 17. Jahrhundert hieß der Name noch Forbergk.

Auch das f erweicht sich in der Naumburger Mundart in einigen Wörtern zu w: Schihwer- (vorstädt. Schiwwer-) dafel, Schdihwel (Schdiwwel), Deiwel, elwe, um zwelwe = Schiefertafel, Stiefel, Teufel, elf, zwölf. Das pf wird im Anlaute durch das f, im übrigen durch das p (d. h. das b) ersetzt: Fährt, Debberdopp, Gubber, Feil = Pferd, Töpfertopf, Kupfer, Pfeil. Diese hiesige Aussprache des pf bewog auch meinen Großvater, als er vor hundert Jahren hier einwanderte, seinen Namen Schöpfe in Schöppe umzuändern.

Wie in einem großen Teile Deutschlands, so spricht man auch bei uns in dem anlautenden sp, st das s wie sch; ja nach r wird sogar das bloße s zu sch: Fährsch, Mehrscheborch, mihrsch, Worscht = Vers, Merseburg, mir's, Wurst. (Bei „herrschen, Hirsch, Kirsche, birschen" wird diese Aussprache jetzt auch in der Schrift anerkannt, während man früher: hërsen, hirz, kirse, burse, birsen schrieb.) Im übrigen spricht man das s unterschiedslos hart, sodaß „reisen" und „reißen" nur durch die verschiedene Vokalaussprache auseinander zu halten sind: rehßen — reißen.

*) Diese Rückbildung des w in b veranlaßt mich, eine von Herrn Dr. Doberentz mir mitgeteilte Vermutung über das Naumburger Wort Essengräubchen (Essenkehrer) zu erwähnen. Wie man im Mhd. den Teufel als helle-griuwel (Höllen-Greuel, -Schrecken) bezeichnete, so mögen wohl die Naumburger Kinder den „schwarzen Mann" esse-griuwel genannt haben; nachdem nun das iu in eu, das w in b sich verwandelt hatte, wurde das el, das man mißverständlich als Verkleinerungssilbe auffaßte, in „chen" geändert.

Das **r** entbehrt der Schärfe und hat einen gaumigen Klang, der vielfach dem ch sich nähert; in „mir" z. B. verschwindet das r fast und „Rache", „hart" klingen beinahe wie „Chache", „hacht". Manchmal tritt für das r ein l ein: Balwihr, Mehrschel, Mormelguhchel, Siffel, Gannal'chenvohchel = Barbier, Mörser, Marmorkugel, Säufer, Kanarienvogel (ob auch „Schanddeckel" [Gendarm] für Schandentdecker?)

Dagegen wird das **l** durch r ersetzt in Schrittschuhe, schuddern, schdärben = Schlittschuhe, schüttern (von schütteln), stülpen; in schdorbeln, horblich (stolpern, holprich) werden r und l mit einander vertauscht und für Brunn(en) die niederd. Form „Born" mit versetztem r gebraucht. In „Mauschelle" fällt das l aus Bequemlichkeit aus (vgl. Drahgorp, Schdaubäßen = Tragkorb, Staupbesen); in „Blumbe" = Pumpe wird ein l mit Unrecht eingeschalten, ein „Discher" = Tischler mit Fug weggelassen.

„Fordern" verlor später das ursprüngliche r seiner Hauptsilbe (daher noch im vorigen Jahrhundert: fodern); es bekam dann das r zurück, der Naumburger spricht aber noch immer „fodern".

Das **n** geht vor f in m über: umverhofft, fimfe, Hamf; bei „Vernumft, Ahnggumft" ꝛc. entspricht diese Aussprache auch der Ableitung von „vernehmen, ankommen". Auch vor s, m und w neigt das n oft zu einem sanften m: „das gamm Winder währn ersch ferdch is," „da gamm Michehle rahnggomme", „da simm'r", „gähm Se her", „Se nähm Wein" = das kann Winter werden, ehe's fertig ist; da kann Michaelis herankommen; da sind wir; geben Sie her; Sie nehmen Wein. Vor ng wird das n zu ng: einggeladen, unggeduldch. Nach m fällt das n ganz weg: gudd'n ahmd, m'r hahm gegrahm = guten Abend, wir haben gegraben. Den echten Naumburger kann man namentlich daran erkennen, daß er das n des reinen Infinitivs nicht mit spricht: lerne erscht richtch schbreche! = sprechen. Wie „empor" aus einer früheren Form entbor entstand und wie schon das Mdh. enbërn schrieb, so spricht auch der Naumburger: embährn = entbehren.

Im **ng** klingt am Schlusse der Wörter oder vor Konsonanten nicht bloß das n (nasal, wie in Engel), sondern auch das g (als weiches k) also: Fingksten, Glangk. — Jungfer lautet: Chumfer.

Das **d** wird in „werden = währn" und „ordentlich =

orndlich" ausgelassen, in der Vorstadt auch noch in einigen andern r=Wörtern: uff d'r Ähre, mit fir Fähr'n = auf der Erde, mit vier Pferden. Auch nach l fällt es zuweilen weg: Mulle, Melle, Dolle, Gallaunen, Gallschale = Mulde, Melde, Dolde, Kaldaunen, Kaltschale. Zugesetzt dagegen wird das d bei rendlich = reinlich.

Das aus- und inlautende h vergröbert sich mundartlich zuweilen zu ch: sichche, die hohche Babbel mit der rauchen Rinde! Es erinnert dies daran, daß im Alt= und Mittelhochdeutschen das h einen zwischen h und ch liegenden Klang hatte, daher man auch schuoch, rüch ꝛc. schrieb (Schuh, rauh, vgl. „Rauchwaren, Rauchfrost, rauchgar"). In einigen Wörtern verhärtet sich das ch weiter zu k: Schuk, Flok, e' sak, gek, duck = Schuh, Floh, er sah, geh, thu. (Letzteres gehört hierher, weil sein h als Dehnungszeichen eigentlich hinter dem u stehen müßte.)

Das ch verschwindet nicht bloß bei Deichsel = Deistel, sondern auch in Drechsler; wenigstens sprach man vor 70, 100 Jahren noch „Dräßler", und ein früherer Besitzer der Marktapotheke hieß zwar Dr. Drechsler, seine Vorfahren schrieben sich aber Dreßler.

Die Wörter.

Geschlechts= und Hauptwörter.

Nach dieser Erörterung der einzelnen Laute wende ich mich zu einer Betrachtung der Wortklassen, soweit diese in der Formenbildung, in Lauteigenheiten oder in der Anwendung besonderer Wörter und im syntaktischen Gefüge von der Schulvorschrift abweichen.

Die Formen des Geschlechtswortes lauten: d'r = der. de = die. 's = das. d'n, in oder 'n = dem, den. e (kurz, dumpf) = ein, einem, einen. enne = eine, enner = einer. Der Genetiv ist hier nicht berücksichtigt, weil es einen eigentlichen Genetiv in unserem Dialekte nicht giebt; dafür wendet man einen besitzanzeigenden Dativ oder eine Umschreibung mit „von" an: inn Gehn(i)che sei Dron; enner Frau ihre Ginder; d'n Baster seine Brehdcht; 'n Leiden ihre Menungk; de Bledder vonn 'n Bemen währn schone derre = der Thron des Königs, die Kinder einer Frau, die Predigt des Pastors usw. Der in der Schriftsprache

immer mehr um sich greifende Unfug, das Dativ-e auszulassen, ist dem Naumburger noch fremd; er sagt ganz richtig: bein Rade, ing Gesetze, 'n Gehniche und nicht: beim Rat, im Gesetz, dem König, sogar ing Grahmne = im Graben. Dagegen wird durch die Verkürzung des Artikels dessen Zusammenziehung mit Verhältniswörtern begünstigt und so hört man allgemein, was früher selbst in Urkunden nichts seltenes war: nachm Brande, uffn oder uffm Weingarten.

Unter den Hauptwörtern weichen einige im Geschlechte von der Schulsprache ab: der Bacht = die Pacht, das Pachtgeld (für die kleinen Kartoffelfelder „der Grautzins" genannt); der Fleck und das Flecke; der (Vogel-) Bauer; der (statt die) Garbuffel; die (statt der) Hausflur; das (statt der) Gahn; die Hare (statt das Haar: da hawwich enne Hare drinne gefunden); die Graue (statt das Grauen: da gennte ehn de Graue ahnggehe = da möchte einen ein Grauen befallen); der Black = die Plage; die Worwel = der Kopfwirbel; die Gnubbe = der Knauf, auch die Knospe; das Dehl = der (An-) Teil (aber der Dehl = Abteil); der Dadum; der Bolga (= die Polka); der Exahm(n); der Gefalle = die Gefälligkeit; der Gefallen = das (Wohl-) Gefallen: das is mir gar geh Gefalle; da hadd e' ehmal sein'n Gefallen drahn. (Übrigens ist „der Gefalle" und auch das bei uns vorherrschende „der Schade, der Funke, der Hause" besser und richtiger als die in der Schrift gebräuchlichen Formen mit -en, denn diese haben alle ihr n erst in der Neuzeit angenommen und wurden früher wie „Hase" dekliniert.) In bestimmten Redensarten: das Wechsel (bei Schdrimben muss m'r 's Wechsel hamm); die Wähche (st. der Weg: gehk deiner Wähche! Das is m'r in d'r Wähche). Hier erwähne ich auch die verallgemeinernde Zusammenfassung der Geschlechter im Neutrum in der Redensart „e' Armes (= arme Leute) frißt alles." (Vgl. Lessing: Mag das Armut sehen, wie es fertig wird!) Auch das Naumburger „die Schadde" = der Schatten gehört hierher, denn schon im Mittelhochdeutschen heißt es die (häufiger freilich der) schate. „Gefalle" für „Gefälligkeit" zu sagen, erinnert an die leider immermehr zunehmende Neigung, durch Bildungen mit -heit und -keit unserer Sprache des Gedankens Blässe anzukränkeln; wir sagen: Schönheit, Steilheit, Kleinheit, wo unsere Vorväter die kräftigeren, gedrungneren Formen „Schöne, Steile, Kleine" (vgl.

Größe) gebrauchten. Ähnlich „die Gebrehde": ein breites, ausgedehntes Saatstück.

Der Auslaut wird verstärkt in „Gärbst, Grehbst, Lohft (louft), Backt, Ruhst, Gorx, Wanzche, Wahrzche" = Kürbis, Gröbs, (mittelh. grobiz [Kernhaus], vgl. obez = Obst), Lauf (vgl. Zeitläufte), Backt, Ruß, Kork, Wanze, Warze.

In der Mehrzahlsbildung weichen ab: Jungens, Mädchens, Ginderchens, Lichder (Kerzen), Gerner (Kerne, z. B. Flaumgerner), Zelder, Gewelwer (wie wir heute noch singen: „— wo mans Geld in'n Zeltern läßt", so machte der Rat noch in den 20er und 30er Jahren bekannt, wie es mit dem Aufbaue der Kirschfest-„Zelter" zu halten sei und daß er „Gewölber" zu vermieten habe), Gletzer, vorstädt. Gletzerte (Klötze, ebenso: Blätzer, Blätzerte = Kuchen), Schwärmerte (Feuerwerk), Gihwe (Kühe), das sich daraus erklärt, daß im Mittelhochdeutschen nicht bloß wie jetzt das h, sondern auch das j und w dazu dienten, das Zusammenstoßen zweier Vokale zu verhindern, daher kû — küeje, alth. kuo — kuowe, vergl. engl. cow.

Die den hochdeutschen Mundarten eigentümliche und für sie seit Alters allein echte Verkleinerungssilbe -lein findet sich in unserer Mundart nicht mehr;*) wir gebrauchen nur -chen zu diesem Zwecke, und zwar fügen wir dies -chen bei den auf -er endigenden Mehrzahlen an diese Endung, während die Schriftsprache dies -er gern ausstößt: Heißerch'n, Männerch'n, Schdreißerch'n, Bänderch'n, Bilderch'n = Häuschen usw., auch Dingerchen. Daß die Silbe -chen von dem niederdeutschen -ken (ältere Form ihhi, gespr. ichi, iki) stammt, darauf deutet das häufig ihr vorgeschobene (von Luther in volkstümlicher Ausdrucksweise gern geschriebene) i: Dihrich'n, Behmich'n, Blihmich'n, Ihrich'n = Tierchen, Bäumchen, Blümchen, Ährchen. Eine Verbindung beider Verkleinerungssilben treffen wir in der Form -elchen: Diehchelch'n, Dibbelch'n, Lechchelch'n, Bihchelch'n, Wähchel'chn, Grähchelch'n, Sächchelch'n = Tüchlein, Tüpfchen, Löchlein, Büchlein, Wäglein, Kräglein, Sächelchen.

Ohne die Bedeutung der Verkleinerung werden mit -el gebildet u. a.: Siffel, Schuffel, Schemmel, Schdiwwel, Schussel, Hozel (mhd. = anus), Dribbel, Scherwel, Schdangel, Deistel,

*) Noch in den Lehnbüchern von 1733 steht aber: Häuslein, Gärtlein.

Geddel = Säufer, Schaufel, Schemel, Stiefel, Schlitter=Eisbahn, Backobst, Trupp („se schdanden alle uff ehn'n Dribbel"), Scherbe (Einz. u. Mehrz.), Stange, Deichsel, Klammerverschluß einer Thür (von „Kette"), Daumel = Daumen, der Draumel = die Traube (mhd. der triubel).

Die eine Mehrheit von Personen umfassenden Familienbezeichnungen bilden wir auf -s: Dahchs, Silingks = Tags, Sielings; nach r auf sch: Millersch, Sengersch = Müllers, Sängers; nach Vokalen und s-Lauten auf -ns: Weißens, Schebbens, Uddens (Einzahl Udde), Driniussens, Franzens, Marxens, Buschens = Weises, Schöppes, Ottos (Einzahl Otto) usw.; ebenso, wenn statt des Namens ein Titel gebraucht wird: Dokdersch, Borchemehstersch, Aktewahrsch, Bastersch = Doktors, Bürgermeisters, Aktuars, Pastors. Man darf diese Ausdrucksweise vielleicht in Vergleich ziehen mit den englischen Ortsbezeichnungen at my uncle's, at the bookseller's ꝛc.

Männliche Personennamen werden ohne Geschlechtswort genannt, bei weiblichen aber hat sich der alte, früher auch in der Schrift (vgl. „die Karschin") übliche Brauch erhalten, den Artikel „die" vorzusetzen und die Endung 'n = in (vergl. Fürst — Fürstin, König — Königin) anzuhängen: „de Millern, de Hessen, de Brembachen" ꝛc.

Eigenartig ist die Bezeichnung von Kinderspielen: „Verschdeggens, Haschens, Gämmerch'n-Vermiedens, Fährdens, Schussgaulens, Reiwersch unn Schandeckels, Dubbschlahchens, Fangens;" auch „Schgat mit Sahchens," sowie „nicht viel Federlesens machen" — eine Redensart, die schon im Mittelh. im Schwange war (vederleser = Schmeichler).

Zeitwörter werden zu Hauptwörtern erhoben teils durch die Endung -ei: „Schreierei, Lohferei, Schnadderei, Schihßerei", oder durch die Vorsilbe ge-: „das Geschreie, Gelohfe, Geschnaddere, Geschihße, Geduhe (= das sich Zieren), Gerede (= üble Nachrede, ins Gerede kommen), Rummgeschdehe (= Herumstehen), Geschimbtes (= Schimpfreden) grihchen. Beide Bildungsweisen enthalten den Begriff der mißbilligend bemerkten Häufigkeit der betreffenden Thätigkeit. Andere Ableitungen von Zeitwörtern werden mit -e gebildet: Reise, Stütze, Leuchte. Die Mundart macht von diesem Bildungsmittel noch ausgedehnteren Gebrauch und sagt: die Sähe

(Auge), Schreie (künstliche Stimme in Spielsachen), Ahnrichde (Küchentisch), Lache (Gelächter), Haue, Dresche (Schläge), Sahche (Gerücht), Didsche (Tunke), Drahche (Tragbahre), Drehe (Wasserwirbel), Gare (Kehre, Wagenwendung, Kurve, vgl. Jhwergar = Überkehr), Fage (Fege = Ohrfeige), Zarre (Zerre = ein mürrisches Weib, das an allem zu tadeln, zu „zerren" findet), Schdräwe (Strebepfeiler), Bleiwe, Fähle, Gucke (Ausdrücke im Kegel- und Kartenspiel), Bebbe, Fresse (von bebben = essen, fressen, also Mund), Rihre (Rührinstrument), Mache (Arbeit: jemanden in der Mache haben = sich mit ihm beschäftigen); ob auch Figge (Kleidertasche) hierher gehört? (Eine Tragtasche heißt schon im Mittelhochdeutschen Kober, Gohwer.)

Das End-e, das im Mittelhochdeutschen viele jetzt einsilbige (oder mit der Vorsilbe ge- versehene) sächliche Wörter führten, hat unsere Schulsprache abgestoßen; der Volksmund aber spricht noch immer: Herre, Herrde (Hirt), Herze, Hemde, Glicke, Schdicke, Flecke, Bedde, das Gerichde, Gewichde, Gesichde, Gebischsche, Geherrne (Gehirn), Gefehße (Gefäß), Gemächde (Genitalien) ꝛc.; auch Sulldade. So unterscheiden wir „das Dihr" (altdeutsch tior) von „die Dihre" (altdeutsch turi) = Tier und Thür. Aehnlich: Großemudder, Schorzefell, Graweschеit (Spaten), Steggenadel, Blaßerohr, Schuwegarrn.

Die Schriftsprache verbindet das Wort „Leute" (wenn es nicht gerade „Dienstleute" bedeutet) nie mit einem Zahlworte; der Naumburger aber sagt z. B.: „'s war'n gehne fuffz'n Leide in d'r Gerche". Zu „Dreck" bilden wir hier die Mehrzahl „Dregger" in der Bedeutung „kleine Stückchen" („de neien Zwanzchr sinn nor solche Dr."; auch „Schafdregger", die wir auch euphemistisch „Lorrwern" nennen = Schafmist).

In der Betonung weichen ab: „Hohlunder, Drummbehder, Sullad (Salat), Behdersilche, Alldar, Nohfembr, Dehzember", die sämtlich die erste Silbe betonen. Während wir in „Schnubbdewak" die letzte Silbe betonen, legen wir in „Duwwak" (Tabak) den Ton auf die erste Silbe; ebenso bei „Hansworscht", das der echte Hochdeutsche auf der Silbe „wurst" betont.

Ich gebe endlich noch eine Reihe einzelner Wörter, die nach Form oder Aussprache, oder als Ganzes uns eigen sind.

Die Ackerfurche nennt der Naumburger eine „Furcht“ und spricht in diesem Worte, das mittelhochdeutsch vurch lautete, das u wirklich als u (nicht wie sonst vor r = o), wogegen er die Furcht = Angst (mittelh. vorhte, wobei h = ch) „Forcht“ ausspricht. — „Hausgenihßen“ = Hausgenossen erinnert daran, daß Genosse von genießen stammt und daß im Mittelh. die Genossin genieze oder genözinne, die Nutznießung der geniez (überall z = ß) hieß. Gewihx statt Gewächs ist von der neueren Bildung „Wuchs“ abgeleitet (vgl. auch Zwehwuhx = Doppelgewächs, Kartoffeldoppelgewächs). Auch „Schlunk = Schlund“ ist wie sein Zeitwort „schlingen“ eine neuere Bildung; mittelhochd. sagte man slunt, slinden, von der dialektischen Umbildung hat aber die Schule nur das Zeitwort aufgenommen (vgl. auch „Geschlinke = Geschlinge).

Die Begriffe von Mann und Weib werden oft auch ausgedrückt durch Mannsbild und Weibsbild (letzteres auch in verächtlichem Sinne), wobei „Bild“ seine Grundbedeutung „Gestalt“ bewahrt hat; oder Mannſ'n und Weibſ'n (sowohl Einzahl als auch Mehrzahl), wobei ſ'n, sen eine Verkürzung der Silbe -sam (= ebenso, derselbe, gleich, vgl. engl. same) ist, also Mannsen = Mannartig. Die Veränderung des m (in sam) zu n ist nicht ohne Beispiel, sowohl im Worte selbst (Vernu**n**ft von vernehm**m**en), als am Ende: Balſ'n = Balsam, lobesan = lobesam, Breidg'n = Bräutigam, Ad'n = Atem, Brudd'n = Brodem (mittelh. brādem), rahdsen (vorst.) = ratsam, seltſ'n (bäurisch) = seltsam (mittelh. seltsāne). Diese Beispiele zeigen auch die Abschwächung des Vokals unbetonter Silben (vgl. Monat — Mond), wozu noch gehören: die Hehm'de = Heimat, der Vorrd'l = Vorteil (aber Urrdehl), Schbiddel = Spital, Armedei = Armut(ei), Nachb'r, Werkſcht (Werkstatt). — „Das Mensche (Mehrz. Menscher), das Schdicke oder Schdickch'n“ bezeichnen ein nichtsnutziges Mädchen oder Weib (das dritte Wort wird auch auf das männliche Geschlecht, = Früchtchen, angewandt); ist sie nachlässig, lüderlich gekleidet, so heißt sie eine „Schlambe“, eine ungeschlachte, große Mannsperson ein „Schlaps“. Einen halbwüchsigen, naseweisen Burschen nennen wir einen „Schnäffel“ (vgl. mhd. snupfer = alberner Mensch, und die Verwandlung von -er in -el bei Säufer, Süffel und ebenso bei Grechchel = kleines Kind, das eben erst laufen gelernt, „Kriecher“, Wärchel = ungezogenes

kleines Kind, ein junges, unerfahrenes Mädchen ein „junges Ding." Als Kollektiv für Personen, die ein müheloses, thatenloses, schmarotzerhaftes Leben führen, bedienen wir uns des Ausdrucks „das Geschmehßе" (Geschmeiß, Brut). In verächtlichem Sinne wendet man an: die Bagahſche, das Backt (vgl. „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich"), der Hudch = Plebs (mhd. war hût = Haut, ein Schimpfwort für Weibspersonen); für Genitalien „das Badengeschenke" oder „Gemächte" (Masc.) und „das Midderliche" (Fem.). — Für Muhme sagt man Mime (von Mühmin, wegen des Uml. vgl. Graf — Gräfin); für Witwe, Witwer sind auch die neueren Bildungen „Wittfrau, Wittmann" bei älteren Leuten in Gebrauch.

Den Schuhmacher nennen wir „Schuhster", mit einem Worte also, das aus schuoch-sutäre (vgl. „Schuhk" und das latein. sutor) = Schuhnäher entstanden ist; das eigentliche mittelh. Wort war aber schuochwürht (vgl. Schuhwerk, Scharwerker) = Schuhwirker (wie Strumpfwirker), von welchem „Schuhwirt", auch die Namen Schubert, Schubart, Schuchart ꝛc. abstammen. — Die sprachlich richtigere Bildung „Schlösser" statt „Schlosser" erhielt sich bei uns bis gegen Anfang unseres Jahrhunderts und aus der analogen Bildung „Mäurer" = Maurer, die sich noch vor 150 Jahren findet, ist unser jetzt allgemein üblicher Ausdruck „Meier" entstanden. Noch Ende der 30er Jahre unseres Jahrhunderts hießen, wenigstens im amtlichen Stile, in Naumburg die Fleischer „Fleischhauer", und vor etwa 200 Jahren die Posamentierer — deren es übrigens bei uns jetzt keinen einzigen mehr giebt, während das vielleicht 5 mal kleinere Naumburg von 1716 26 Meister zählte — „Senkler" (vgl. Schnürsenkel); um dieselbe Zeit hatte man hier auch „Wagner" (noch jetzt üblich = Stellmacher), Klemperer und die ihnen verwandten Fläschner (noch 1830 wird ein „Flaschner" Reißmann genannt), Täschner, Beutler, Sporner, Schlappenmacher, Barretmacher, Kannenmacher, Büchsenmacher, Peruquiers (noch jetzt nennen alte Naumburger die Friseure: Barrukjeh) ꝛc. Für „Pferdehändler" ist bei geborenen Naumburgern „Roßkamm" (in früheren Jahrhunderten „Roßtäuscher" = tauscher) üblich. Daß wir „der Schmitt, die Schmidde" sagen, rührt daher, daß diese Wörter schon im Mittelh. kurz gesprochen wurden; ebenso stammt unser „Esse" — früher Öſſe geschrieben — (und „Essenkehrer") = Schornstein aus dem Mittelh.

Begriffsübertragungen finden statt in Doggder, Bene, Deader, Gerche, Hulz, Fanne = Arzt, Beine und Füße, Theatervorstellung (heide ahmd is D.), Gottesdienst (under d'r Gerche werrd nich vergohft), Wald (Buchholz), ein in der Pfanne gebackenes Obstgericht; das Gerichde oder Mehrzahl die „Gerichden" = die Gerichtspersonen; uff der Schdeier = im Steueramte; Dohle = meretrix. Vielleicht gehört auch der „Roßkamm" hierher (Kamp = Umzäunung eines Pferde-Weideplatzes).

In der Redensart „ehn Dort un Damp anduhn" (= ihm Schimpf und Schande anthun) ist „Dort" dem französischen tort (Unrecht) nachgebildet; derselbe Sinn liegt auch in der Redensart „ehn was zum Schure duhn" oder „e Schur anduhn", wobei Schur = Kummer ist (vgl. sich um etwas scheren = kümmern und das mittelh. schûr = Leid, Verderben, noch erhalten in Hagelschauer u. dgl.).

Von Tiernamen seien erwähnt: Biddling = Bückling; der Gangger = Spinne (mhd. kanker, aber selten); Garniggel (mittellat. caniculus, mhd. küniclin, erste Silbe betont, ital. coniglio) = Kaninchen; Gitzen = Kätzin (wegen ä = i vgl. das schon erwähnte genösinne = Genieße, Genossin); Häbbe = Ziege; Chagop = Dohle; Hinne = Henne (aus dem beide Geschlechter bezeichnenden althd. „Huhn" mag wohl für das weibliche Tier das Wort „Hühnin, Hühne" und endlich durch Verkürzung Hinne gebildet worden sein); Sehchämse = Ameise („ämse" hängt zusammen mit mhd. emeze, Ameise, daher auch „emsig"); Schnage = Mücke; Schbahzch = Spatz.

Von Pflanzen: Abbeldegose = Aprikose; der Beibs = Beifuß, durch mißverständliche Analogie mit barfuß, „barbsch", auch „Beibsch" (mhd. bîbôz d. h. klargemachte, gestoßene Gewürzzuthat, von bôzen = stoßen, schlagen, daher auch anebôz, Amboß); Bedersilche (vorst. Bidders.) = Petersilie; Gasch- oder Garschbanche = Kastanie; Gnuwwluch = Knoblauch; Grauthehd = Krauthaupt (Rückbildung aus dem Plural Heibder — Heider — Heder — Hehd); Guffdemad = Flieder, sog. Hollunder (aus Duftemahd? mât = Heu, Gras); Greidrich = Kräuterich (Blatt- u. Stengelwerk); Huhächeln = Hauhecheln; Hundeblume = Löwenzahn; Mere = Mohrrübe; Märreddch-Zihwe, Plur. Zihmn = Meerrettich-

wurzel (das e des mhd. zêhe, aus ai entstanden, verwandelte sich im Volksmunde infolge seiner Länge in i, wie Wihde = Wethau; das w ist ebenso eingeschoben wie sê, snê, klê, See, Schnee, Klee, im 2. Falle ein w annahmen: sêwes, snêwes, clêwes, vgl. engl. clower, snow); Maußegubdeln (Plur.) = Sternmire; Schbillichen = Spillinge (gelbe Pflaumen); Schbreißelsbehre = Preißelbeeren; Wedewinde, vorst. Wedewinge = Ackerwinde; Zibbel = Zwiebel (mhd. zibolle, lat. caepulla); Zwehbchn (aus sambucus entstellt) = Hollunder, sog. Flieder; die „Ferrsche“ oder „Ferrsch'che“ (Pfirsich), die „Renegnoden“ = Reineclauden, die „Hanebuttchen“ = Hagebutten; die „Herlitzchen“ = Korneliuskirsche, den „Behrsch“ = Wirsing, der „Meiral“ = Majoran, das „Dihmichen“ = Thymian, die „Mauseguddeln“ = Vogelmiere, die „Zwiwel-“ oder „Zibbelschlodden“ = Schlauch der Samenzwiebel, die „Wärmde“ = Wermut, der „Muschgedäller“ = Muskateller und der „Beddens . . er“ = Hirtentäschelkraut. Der Klatschmohn wird „die Mohne“ oder noch häufiger „Gladschrose, Gladschblume“ genannt.

Von andern Wörtern erwähne ich die folgenden: Der Aschsch = Napf (Kuchennapf, Blumentopf); die Äge = (Menschen)kot („Ähks!“ Ausruf des Abscheus, vielleicht mit Ekel verwandt); Bauchgneiben = Leibschneiden; Bänert = flacher, runder Henkelkorb ohne Deckel; der Bihz = mamma; Beißtchen = Blasrohrgeschoß (vielleicht = Bäuschchen); Bewerb = Vorwand („ich muß m'r mal e B. mache un in dänn Laden was gohfe, villeicht gann ich daderbei erfare, wo ehchentlich der frihere Besitzer hin is“); die Blätzer oder Blätzerde, Plur. = flache, im Stubenofen („Röhre“) gebackene Kartoffelkuchen; der Buff = der Brocken (e Buff Brot); das Bufft, nur ein Ausruf zur Bezeichnung einer Kleinigkeit, von der viel Aufhebens gemacht wird („du willst schone widder Geld? ich hawwe d'r dach ehrscht welches gegähm?! — Na die zehn Mark, das Bufft!“ oder: „in den Sal gehn allerhehchstens hundert Leide, das alles Bufft!“); Bußchen machen = klein beigeben (mhd. buoz machen = Buße thun; „wie ich'en de Warheht gegeicht hadde, da machde fix B.“); Dehbs = Lärm (von toben); Druhwel (vom franz. le trouble) = lärmendes Gewühl, z. B. zum Topfmarkte; die Demße = schwüle Hitze (wohl von derselben Wurzel wie „dämmern“); der Duwwer = Modergeruch (vielleicht mit „dumpf“

zusammenhängend); die Dälle = Vertiefung (althochd. talili); der Dehwich = das Einschlagtuch der Schneider, worin sie ihre fertigen Sachen zu den Kunden tragen (von Teppich); das Däfderchen = niedliches, kleines, zartes Wesen (das Gind war nor so e D.); das Daudäffchen (Gebäck aus Weizenmehl und Milch); die Dorle (ein Spielzeug zum Fingerkreiseln, bestehend aus einer kleinen, runden Scheibe mit durchgestecktem Hölzchen); die Dogge = hoher, säulenartiger Prellstein (mhd. tocke Holzwalze zum Stützen, auch Kinderpuppe), davon: das Döckchen = Gebind (Seide); Ehle = Elle (aber Ellbohchen); Fenk, Mehrz. Fenche = Pfennig (mhd. pfenninc); Flädderwisch = Gänseflügel zum Abstäuben (von flattern); Futch = stumpfes, abgenutztes Messer; Fladen = breiter Kuchen; der Fladschen = breite, weiche Masse; Flunsch = Schmollmund; Fuhch ist das Positiv des sonst nur negativ vorkommenden Unfug, also (wie auch in der Redensart: mit Fug und Recht) = Recht (mhd. vuoc; „das derf'ch sahche, da haww ich guden F. d'rzu!"); Gabbloch = Dachluke (mhd. kapfen = gaffen); Gärm'ße = Kirmes; Gäscht = Gischt (mhd. jest, gest); Gäfder = kleiner Verschlag (von Käfig?); Gechchs = scharfer, trockener Husten (von keuchen); Gehcheleh = Kegelleg, Kegelbahn; Gaule = Runkel (kûle, zusammengezogen aus kugele); Gasse = Häuserreihe („Straße" heißen nur unbebaute Wege); Ginggerlitzchen = Allotria; Glungger = Troddel; Glunse oder Glinse = Spalt (mhd. klinse, klunse); Gnischbel = Büschel (von Knospe); Grahdsch = Gerümpel (von Gerät); Gragehl = lärmendes Geschrei (niederd. „Ut düsser deipen kaulen krajoele ek tau dek", Ps. 130; wohl verwandt mit mhd. kraejen, kreigen, krêwen = krähen, franz. crier, engl. cry); Grebel = Krüppel; Gewinst = Gewinn (vgl. spinnen, Gespinst); Hargen = Rechen; Hanebender = Dachbindegebälk, auf das sich der Hahn zu setzen pflegt; Hagsch = schweinischer Mensch (mhd. hache Kerl); der Hawwer = Habsucht; Haubter = Anführer, Häuptling; Hänschchen, Mehrz. (Einz. der Hänschch) = Handschuhe („Handschuhchen"); Hegen = Hökerin; Hidsche = Fußbank; davon: Gäßehidsche = Handschlitten ohne Lehne und mit Vollkufen; die Hole = Hohlweg; eine steile, enge Hole heißt „Helle", Hölle, eine kleine Helle: „Gerwe", Kerbe; der Hubbaß = eine kleine Bodenerhöhung, ein Absatz, über den man leicht stolpert, ausrufend Hopsa!; die Husche = Regenstaupe; die Hudelei = Schererei, Ungelegenheiten (hudel = Hader;

„wenn d'rsch gene H. macht, gaufte mal dein Freind wächen dänn Daler mane"; „neh, liwer nich, mr hat bloß H. drvun"); der Huggel = kleine Erhöhung; die Hugge = Höcker, Buckel; (auch: eine H. Holz, Stroh &c.) davon: ein Kind Huggemalze (huck um den Hals?) d. h. auf dem Rücken tragen; Innschelt = Unschlitt (vielleicht von der Wurzel slid = schlüpfrig sein, daher „Schlitten"; Sixtus Braun schreibt 1581 „Ünzelt"); das Inster = Gekröse; Lahdsch = Pantoffel, auch: dünner Kaffee; Lawwe = Mund, Gesicht (schimpfend; lat. labia Lippen); ein Leischchen oder auch ein Schauer = ein kleines Feuer im Ofen, um das Zimmer ein wenig anzuheizen; Lädder = Leder; Ledder = Leiter; der Leichdorn = Hühnerauge (eigentl. Dorn im Körper, mhd. lich, daher auch Leichnam); die Linkdadsche = ein Linkshänder; Lischen = Blütchen, Pustel, Geschwürchen; Linschen = eine Wenigkeit („gibb mir e L. drvun!"); der Luhch = Lügengewebe („das is alles L. un Druhch!"); Luhmich = Nichtsnutz; der oder das Mard = Marder, die Mahsche = Masche; der Madsch = Nässe beim Verschütten (manschen), auch bei Regenwetter; das Marx = das Mark; der Merx = Gedächtniskraft; Meste = Salzgefäß (von messen; mhd. mëste); Mohsch = Mos; Mummatz oder Mummanz = Popanz; Näggchen = ein Gebäck aus Semmelteig; der Runxen = derbes Stück Brot (zusammenhängend mit Runge); Rämsdchen = Rand eines Brotlaibes (ahd. ramft, mhd. ranft Rinde); Rom = Rahm; Rahchen = Rogen; Schladder = dünner Schlamm; Schlifder = schmaler Gang (von Schlucht, das im älteren Nhd. Schluft hieß); Schmile = Schwiele; Schaffen = flacher Tigel ohne Füße; Schussgelle = Schoßkehle am Wagen; der Schnärbel = Wurstzipfel (auch an einem zugebundenen Sacke der Teil über dem Bande, mhd. snerfen = einschrumpfen, wegen f in b vgl. schnaufen, schnauben); Schunggel oder Schumbel = Schaukel (vgl. schuckeln); Schwinge = muldenähnlicher Korb; Sims oder Sums machen = Aufhebens machen (von summen; „e machde e S. wer weß wie sere"); Sudde = Jauche (von sieden, vgl. Sud, Warmbad, Soden); die Uffwardungk = Aufwärterin; das Weweh = Wunde (in der Kindersprache); Geniste, Gemätsche = klares Holz, Ästchen, Späne &c. In der Redensart: nor der Wissenschaft halwer" ist W. = Kenntnis.

Als ein zusammengesetztes Wort wird gewöhnlich „Hebamme", gesprochen „Heh-wamme" — ältere Leute sagen „Gindfrau" —

aufgefaßt; dies Wort hängt aber nicht mit „Amme" zusammen, sondern bedeutet wörtlich „die Hebende" (altd. hevanna); nach altem deutschem Rechte galt nämlich ein neugeborenes Kind erst dann als ehelich anerkannt, wenn es der Vater durch eine Dienerin hatte vom Erdboden aufheben lassen, die daher die hevanna hieß. Von anderen Wortzusammensetzungen erwähne ich noch „Reibeisen", bei dem das b, ähnlich wie bei Hebamme, als w zum Anlaut des zweiten Wortes wird: Rei=weißen (vgl. auch Erreichnis und die Zeitwörter: beo=wachden, er-rinnern, er=rowern); Bußenadel = Busennadel; die Dohrfahrt = Thorweg; Hewegorb = länglich, viereckiger Korb, aber kleiner als ein Wäschekorb; Radehagge = Rodehacke; Schlibbermillich = geronnene Milch; Schrizbixe = Handspritzchen, Zihchelscheine = Ziegelei; Wällerwand = Lehmwand (von Wall, in alten Ratsrechnungen heißt es wiederholt: es wurde ein Wall von dem bis zu dem Thore geschlagen); Wellflehsch (von wallen, sieden) = Kesselfleisch.

Eigenschaftswörter.

Unter unseren Eigenschaftswörtern befinden sich einzelne, die mundartlich in anderer Bedeutung als in der Schrift gebraucht werden; so fix = schnell (lof e bischen fix), schene = gut (Gleße un Hozeln is e schenes Essen), gut = schön, neu (gibb m'r emah' mein' gud'n Ruck), arch = stark (e archer Schdorm), dehlhaft'ch, mit betonter erster Silbe, = gut, vorteilhaft, teilbar (das Scherzenzeich da is recht d.); schaurich = vor Wind geschützt; ehgal = gleichgiltig („'s issen alles e." = es ist ihm alles g.); leidbar = freundlich (se hat e recht leidbares Wäsen), also das Positiv des auch in der Schriftsprache vorkommenden Negativs „unleidig", wofür der Naumburger „unleidlich" sagt (der Grangge ist recht unleidlich). Andere sind eigenartig von Adverbien abgeleitet: beschdelle mal enne Droschge, awwer enne „zue" = geschlossene; gehchen gleiche (= sofortige) Barzahlung; bei eich is „rechde" (= r. starke) Hitze; Gellner, noch e „exdraen" (= besonderen) Deller! — Wie schon erwähnt, liebt der vorstädtische Dialekt die Verkürzung des Vokals, daher: glenner, schdennern, niddrich, renndlich, ennzeln, schenner, schennster = kleiner, steinern, niedrig, reinlich, einzeln, schöner; allgemein üblich ist die Verkürzung von „gut" beim Gruße:

„gudden Dahch!“ Bei „nersch“ wird es fast gar nicht mehr empfunden, daß es aus „närrisch“ zusammengezogen ist.

Wie die Wörter: bitt-er, laut-er, lock-er ꝛc. von „Biß, Laut, Loch“ ꝛc. abgeleitet sind, so auch „heiser“ von dem mittelh. heis, das noch jetzt als heisch, hehsch (niederländisch heesch) in unserem Volke lebt. Von „Teig“ abgeleitet ist „dehk“ (teig), das man von teigig gewordenen Birnen ꝛc. gebraucht. Oft wird ein Eigenschaftswort durch -ig verlängert: gladd'ch, glenz'ch, schbitz'ch, nagg'ch = glatt, glänzend, spitz, nackt, letzteres auch nagg'cht, ähnlich: drägg'cht = dreckig, foricht = vorig, gold'cht = goldig; für „krumm“ hört man oft „grump“ (mittelh. krump; vgl. die verwandten Wörter Krampf, krämpeln, krümpen); messingern = messingen. Andere Entstellungen sind „eigel“ (Brot) statt eitel, „schweimlich“ statt schwindlig (vgl. schwimeln, auch mhd. swimel, altnordisch svimi, angelsächsisch svima, niederländisch zwijm = Schwindel), „horblich“ statt holprig, „barrbß'ch“ statt barfüßig (das „f“ ist wohl zur bequemeren Aussprache in „b“ verwandelt).

Die Volkssprache liebt es auch, den Eigenschaftsbegriff durch eine zugefügte Vergleichung zu verdeutlichen: himmelblau, gärmeßihnvergnihcht = vor Freude hell strahlend wie die leuchtende Karmoisinfarbe; mucksmeißchenschdille; gochledderchahr (= gar, d. h. völlig weich wie ein kochendes, d. h. schwitzendes Leder, d. h. Haut), gallaun'naß (= naß bis auf die Kaldaunen, d. h. durch und durch); ähnlich: glidschmad'nnass oder nur glidsch'nnass = klatschend naß, sodaß die Kleider vor Nässe auf dem Leibe klatschen), f . . . . . freindlich, rasseldärre; aus dem tautologischen Nominativ „heller, lichter Tag“ haben sich auch die weiteren Kasus entwickelt: am hellerlichten Tage ꝛc.; ähnliche Zusammenziehungen sind „bei nachtschlafender Zeit“, „frischmelke, altmelke (frischmilchend ꝛc.), hau(s)schlachten.“ Bei innewend'ch, außewend'ch, eisegolt, maußedot, graßegrihn, gitzegrau (katzengrau) ist das „e“ das Zeichen des Adverbs.

Eine eigenartige Hervorhebung wird erreicht durch die Vorsilbe „schdahds“, die (ähnlich wie in der Schriftsprache „Pracht-“) die Bedeutung „hervorragend, ausgezeichnet“ hat und also wohl in ihrem letzten Ursprunge mit „Stutz, Stutzer, Statue, stehen“ verwandt ist: „mei Carl, das is e Schdahsjunge!“ „Linsen und Flaumen is e Schdahdsessen“. Man vergleiche hiermit auch

„uffschditz'ch" (auffstützig werden) = aufmerksam, argwöhnisch werden, gleichsam sich aufrichten, um auszulugen.

Die Steigerungssilben -er, -est (in der älteren Sprache -ir, -ist, daher auch die nicht lange erst veraltete Form „der Obr-ist") bewirken den Umlaut auch da, wo die Schulsprache ihn unterläßt: schmäler, grewer (gröber), gesinder (gesünder), räscher, flächer; ähnlich auch: behähchlich, nerwich (von: der Nerm = die Narbenseite des gegerbten Leders), enne dreifärwiche Gatze, uffn hällschen Anger, gibberner Gessel, hanebihchene Ausdrigge, flaumbehmerne Mehwl = behaglich, narbig, dreifarbig, hallisch, kupfern, hagebuchen, Pflaumenbaum.

Von dem Hauptworte „Wärtschäfdern" (auch Gesellschäftern") wird „wärtschäftlich" gebildet; ähnlich ist: scheinbärlich = augenscheinlich. Der Umlaut unterbleibt bei „bauersch, nutze (das is ze nischt nutze), wuhdch" = bäurisch, nütze, wütig, wütend.

Von Zeitwörtern kommen: beschlahchen = belegt, angelaufen („das Brot is mit Schimmel b.; wische de beschlahchnen Fenster ab!"); gehackt = geronnen (aber nur von der Milch oder auch von Milchkaffee); uffgedonnert = auffällig geputzt; iwwerschlahchen (vorl. Silbe betont) = lau (ich wasche mich in iwwerschlahchnen Wasser); gedobbelt = doppelt (gedobbelter Zwern).

Erwähnenswert sind noch die Ausdrücke: bisselnd = ungeduldig, gelinde Verzweiflung (da gennde m'r gleich bisselnd währe bei so enner gnaublichen Arweit); dickdrehwisch oder dickdrehmisch = heimtückisch, verstockt (v. mhd. tröumic = träumerisch, also tiefträumend, vgl. Traumbuch, fig.); dummihrich = unpassend, vormäulig (ob von mhd. tumplich = einfältig? gumm m'r nich so d. in dein' Redensarten); zwehschläfrich (ein Bett, in dem zwei Personen schlafen können); ehgreblich = unsicher, hinfällig, gebrechlich (enne alde ehgr. Drebbe, das Heischen schdeht recht e. da); belämmert = kläglich (das is je belämmert, in dänn Neste gammer nich ema' baiersch Bihr grihche); gewihst = gewitzt, verschmitzt, gewandt, vielleicht von weifen, d. h. drehen, winden, wenden, vgl. lat. versatus (mit dänn wärrschte nich ferd'ch, das is e gew. Gerl); gabutt = (franz. capot) entzwei; butz'ch = lächerlich, possierlich; gedehsche = kleinlaut; gähg'ch = krankhaft blaß; unmustern aussehen = unwirsch (v. mhd. muster = Ansehen, Aussehen, also „unansehnlich"); dässtrich aussehen =

kümmerlich, ärmlich (wofür auch „schbärlich" gesagt wird: ein spärliches Kind, d. h. ein zartes Kind, das kümmerlich gedeiht); lähtsch gehen = fehl schlagen; hämflich = ungeschliffen, grob, in Thüringen „hampflich" (so viel wie „handvöllig" d. h. gleich händeweise, massig, grob); gahksche Laune = üble, schwierig zu behandelnde, wechselnde Laune; gahgelich = unsicher, ungewiß; mehselgräht'ch = widerhaarig, starrköpfig (vielleicht richtiger: meiselgrätig, von dem „Grat", Schneidenansatz, der sich am Meisel bei Bearbeitung eines harten Dinges bildet; daher wohl auch) grät'ch werden = auffahren; m'r braucht'n nur schihf anzuguggen, da wärrd e' gleich gr. (doch kann dieser Ausdruck auch von dem schwierig zu essenden grätigen Fische entlehnt sein); happ'ch = übertrieben: gomm mir nor nich gleich so h. (in Ausdrücken, Ansprüchen); nibbernäbsch = sonderbarer Appetit (mir is heide ganz n. zemute, d. h. ich möchte gern etwas Leckeres, Pikantes essen); gobbriches Maul = loser Mund; gnill = betrunken; sicht'ch = entzündlich (von Wunden; mhd. sühtec krankhaft, süchtig); wandelbar = schadhaft (mhd. wandelbäre; „der Disch is recht w., der muß ohch e'ma' gemacht wäre"); läbbe = schlaff. Das schriftmäßige „irden" wird durch „Debber" (Debberware) ersetzt.

Das noch zuweilen gebrauchte Wort „gähdlich" = passend, bequem (dieser Schinken ist recht g., d. h. er ist für wirtschaftliche Zwecke recht gut verwendbar, gut teilbar) hängt zusammen mit „Gatte", mittelh. gate, das ursprünglich überhaupt nur „Genosse", d. h. „ein zu einem andern, zu seinesgleichen Passender" bedeutete und erst später sich auf die Bedeutung „Ehegenosse" beschränkte; noch jetzt aber nennt man in manchen Gegenden zusammengehörige Stücke — z. B. die einzelnen Stücke eines Geschirr-Services — „gattlich"; auch „Gattung = das durch Gleichartigkeit Zusammenpassende" ist von gate abgeleitet, und in weiterem Sinne gehört hierher sogar „gut", d. h. das, was zu etwas taugt, paßt. — Eigenartig ist die adjektivische Verwendung von „so", wie sie aus folgenden Beispielen ersichtlich ist: „ich äße den Abbel gleich so (ungeschält, ohne weitere Zubereitung)"; „warde bischen, ich gumme gleich so mit (ohne große Toilette, so wie ich eben bin)."

Ein kostbares Erbstück, Urväter Hausrat, ist das Wort „rahchenharde" = vor Staunen oder Schrecken ganz starr sein.

Im Gotischen bedeutete ragin soviel wie „Rat", daher der durch seine Ratschläge und Listen starke Fuchs in der Tierfabel „Reinhart" genannt wird; ragin war nämlich allmählich zu regin, re-in abgeschwächt und hatte sich in seiner Bedeutung nach und nach auf die bloße Verstärkung des folgenden Wortes (etwa wie die Vorsilbe „erz-") beschränkt, also „Reinhart" = der (durch Rat) ganz starke, ganz harte; denn hart bedeutete im Altdeutschen: kühn, stark, hart, und der Übergang von „hart" zu „starr, steif" ist wohl erklärlich genug. — Gewiß ebenfalls alten Herkommens, in seiner Entstehung mir aber nicht erklärlich ist der Ausdruck „schinderloße"; so sagt z. B. die Hausfrau, wenn ihr der Fleischer das Fleisch zu knapp zuwiegt: „awwer Mehster, machen S'es doch nich gar so sch.!" Oder einem gütigen Herrn rühmt man nach: „E is nich sch., e machts mit sein'n Leiden".

Das Zeitwort.

Eigentümliche Formen der Hilfszeitwörter sind: hawwe = habe (ich hawwe gewunn', hawwe nor gene Anggst); hamm'n (vor Vokalen), hamm (vor Konsonanten) = haben (e muss mich gar nich gesähn hamm, m'r hamm gebummelt; de Ginder hamm'n ausgeschlafen); hattst, hettst = hattest, hättest (hettst'n dachch enne Dachdel gegähm); hett 1. = hättet, 2. = hätten in „hätten wir" (hett'er mir gefulcht, hett' m'r'n gegrichcht); gehabbt, vorstädt. gehatt = gehabt (wie ja auch die Form „hat" in „er hat, sie hat" ꝛc. auch erst aus „er habt" ꝛc. (zusammengezogen ist). Sodann: iss = ist, biss = sei (biss schdille!); sinn, vor „wir" simm 1. = sind (was der sich einbilt, simm m'r lenggst gewähst), 2. = seien (Befehlsform: sinn Se dachch so gut un schenk'n Se m'r waß), 3. = sein (Grundform: das gann wahr sinn, vorstädtisch „sei": sulld'enn das nor mehchlich sei?); wehr, wehrscht, wehrn, wehrt = wäre, wärest, wären, wäret (ich wehr an deiner Schdelle ausgerissen); gewähst = gewesen. (Die Formen „biss" und „gewähst" sind Reste aus dem Mittelh. und finden sich noch bei Luther — 5. Mos. 32, 17 und in dem Liede „Vom Himmel hoch": „Bis willekommen" — ja noch bei Bürger: „Bis mein Liebchen, bis mein Weib"). Endlich: währe, wärrscht, wärrd, währ'n, währt = werde, wirst, wird, werden, werdet (härrschde = hörst du, de wärrscht's dach nich

vergesse; da währ m'r schon ehnich währe); werrte, werrtst, werrden, werrt = würde, würdest, würden, würdet (mir werrden so was nich mache); worrde, worrdst, worrden, worrt = wurde, wurdest, wurden, wurdet (du worrdst je ganz rot).

Wie in diesen Hilfszeitwörtern, so wird auch sonst in der Endung -et nach d, t das e ausgelassen und der etwa lange Vokal des Stammes dadurch gekürzt: gerett (= gered't), gehitt, gewett, bitt, latt = geredet, gehütet, gewettet, bietet, ladet (z. B. m'r rett nich gerne vunn so was); das -et wird ferner nach den Verbalstämmen auf -en zu -t verkürzt: sähchent, rähchent, rächchent, lehchent, zehchent = segn-et, regn-et, rechn-et, leugn-et, zeichn-et; auch von -est fällt nach t das e, nach Zischlauten sogar das es weg: du sahchtst, du hihltst, du danzt, du lesst, du rehst, du winscht = sagtest, hieltest, tanzest, lässest, reisest, wünschest. Andere von der Schulsprache abweichende Beugungsformen sind: fruhch, frehcht neben frahchte, frahcht = fragte, fragt (welche Formen allein richtig sind, da „fragen" das Partizip „gefragt" hat, also zu den sog. schwachen Verben gehört und nicht nach „tragen" 2c. gebeugt werden darf); gimmst, gimmt, seltener gemmst, gemmt = kommst, kommt (kommen hieß im Gotischen quiman, im Altdeutschen queman — daher auch das verwandte „bequem" = passend, zukömmlich — und an dessen Präsens quimu = ich komme erinnert unsere Mundart); eine Reihe von Verben nimmt schwache Biegungsformen an: ruhfde, schdohßde, sauchde, schallte, drihfde, bradde, schreide (neben schrichch) = rief (rufte findet sich aber noch bei Bürger, Voß und Goethe), stieß, sog, scholl, troff, briet, schrie, daher auch geruhft, geschdohst, gesaucht, gedrihft, gebratt, geschreit (neben geschrichchen), gefanggt = gefangen (haben); ebenso haude, gehaut statt hieb, gehauen.

Andere Verben unterlassen den Umlaut: fluggen = pflücken, du schdohst = du stießest (auch mittelh. stôzest), nutzen (als Transitiv: ausnutzen) = nützen, gewohne sinn = gewöhnt sein; hubben = hüpfen. Andererseits hat die Mundart einen Umlaut erhalten, den die Schulsprache wieder fallen gelassen hat. In den Wörtern: „brennen, nennen, kennen, rennen, senden und wenden" ist nämlich das e der Umlaut von dem Vokale a eines Stammes, aus dem diese Verben „brennen" 2c. abgeleitet sind; nach einem gewissen

Sprachgesetze unterbleibt nun dieser Umlaut im Imperfekt und Partizip, daher die Schulsprache „brannte, gebrannt" ꝛc. sagt; der Dialekt aber behält auch hier den Umlaut bei und sagt: brennde, gebrennd, nennde, genennd, gennde, gegennd" ꝛc.

Die Formen „nahm, nimm, kam' nehmen noch ein b an: nahmb, nimb, gamb" (vgl. das vorstäd. „Gamb"= Kann mhd. kamp); ähnlich verschärft sich vorstädtisch der Auslaut von: „geschah, sah, geh, dreh, steh, schrei, leg, lag, trag, sag, mag, frag, schlag" zu; geschahk, sahk, gehk, drehk, schdehk (bäurisch: schdick), schreik, leck, lahk, drack, sack, mahk, frack, schlack, und der Befehl „zerr!" zu „zerrk" (vergl. niederländisch tergen, angelſ. tergan = zerren).

Das i in „giebſt, giebt, gieb, liest, lies" ist ursprünglich und so auch in der Volkssprache kurz: gibbst, gibbt, gibb, lisst, liss. Statt warf, stank sagt man worf, schdunk, statt schwor (beeidigte): schwur (schwor ist = eiterte). Das Transitiv statt des Intransitivs wird gebraucht bei: de Lambe lescht (statt lischt) aus, e schdäckte (= stak) in Schulden, enne frischmelgende Gu (= milchende Kuh), der Ruck hengte (= hing) im Schrangge.

Für „werfen" sagt man lieber „schmeißen", für „aussehen" nur „sehen" (du sihst ganz blass); im übrigen haben „sehen" und „hören" nur rein transitive Bedeutung; als zielende Intransitive werden sie ersetzt durch „guggen" und „horchen" (guck emal zum Fenster naus; guck ener ahn! horch was ich d'r sahche will): „hören" hat auch die Bedeutung „gehorchen" (vgl. „Höriger" = Gehorsamer, Diener, Leibeigener): das Gind hehrt awwer ohch gar nich; „brauchen" bedeutet nicht bloß „nötig haben", sondern auch „gebrauchen" (gehchen e schlimmen Hals brauch ich immer Umschlehche); „lernen" ist = lernen und lehren (ich wäre d'r lofe lerne). Für „mögen" wird „müssen" gebraucht in Fällen wie: „wer muß d'n nor der Dumme gewählt sei?" Das verneinte „müssen" hat die Bedeutung „nicht dürfen": „das muss de nich mache!" Ebenso wird „befugt" statt „verpflichtet sein" gebraucht: „was bin ich d'n befuhcht, immer alles allehne ze machen?!" Die Umschreibung von „pflegen" ergiebt sich aus folgenden Beispielen: e macht immer bei cheden Worte „nämlich" = er pflegt bei j. W. „nämlich" zu sagen; e lehst immer als wennes

verseimt hedde. Statt der Befehlsform „höre!“ wird oft die Frageform „hörst du“ (hehrschde, vorst. herrschde) gebraucht; eine Verwunderung leitet man häufig mit dem Befehl: „sichche!“ (siehe) ein: sichche, wie das rähchent! (wenn wir hier nicht etwa den mhd. Ausruf sichem oder sim = ei! vor uns haben.)

Nach Art des französischen faire ist „machen“ ein viel gebrauchter Ersatz für andere Zeitwörter: ich mache (kämme) mir de Hare; ich mache (reise) nachch (auch uff) Halle; mache (eile) daste fertch wärscht; ich muß was mache (ein Bedürfnis verrichten); wullmern e Schafgubb mache (spielen)? mir hamm schon de Garbusseln gemacht (gesteckt, gelegt); de Mudder macht (kocht) heide Bon'; Ehmile, mach (deck) inn Disch! mache (spiele) nich immer drann rumm! ich machte (begab) mich sachte näher hin; das macht (schadet) nischt; was macht (wie geht es) d'n dei Fader? Hulz machen (hacken); Ohchen machen (erstaunen); was haste d'n gemacht (was ist dir für ein Unfall widerfahren); was macht 'en (kostet) die Brosdemalzeit? was wär m'r'n morchen um die Zeit mache (vornehmen)? „ei, ei!“ machte (sagte er), „das wärrd schlimm!“; ich mache (spiele) nich mehr mit; machenses (wiegen Sie's) e bischen reichlich! e machts mit 'en Leiden (weiß mit ihnen umzugehen).

Die Bedingungsform „ich würde“ ersetzt man oft durch „thäte“: „e det' je gerne bezahle, awwer e hat geh Geld“. Auch der Konjunktiv der indirekten Rede wird mit diesem „thäte“ umschrieben: „sahch nor e schehn Gruß un 's deht m'r ganz gut gehe“. Endlich wird mit „thun“ das Zeitwort hervorgehoben: „verspreche dude vil, awwer 's is geh Verlass uff'n“ = er verspricht zwar viel, aber man kann sich nicht auf ihn verlassen. Eine besondere Hervorhebung der indirekten Rede, wodurch deren Inhalt völlig unter die Verantwortlichkeit ihres Subjektes gestellt wird, erfolgt durch „mehch“: dei Vater schrip, e wärrde mehch das Geld sälwer bringe (d. h. so schrieb er, ob's aber geschehen wird, dafür kann ich nicht einstehen); 's wehr mehch abgebrennt (d. h. die Leute sagen so, ich selber weiß gar nichts darüber). Erwähnenswert ist auch die Umschreibung des Plusquamperfekts („ich hatte dies ganz vergessen“) durch folgende Ausdrucksweise: „das haww ich ganz (oder „rehne“) vergessen gehabbt.“

In der ältesten Zeit pflegte man statt der Zukunftsform die Gegenwartsform zu gebrauchen, und so geschieht dies auch jetzt noch, wenn der Zukunftsbegriff nicht betont werden soll oder auf andere Weise ausgedrückt ist: de Mutter beckt morchen; uffs Gerschfest gumm ich. Man umschreibt auch, wie im Mittelhochdeutschen und im Englischen, die Zukunft mit „wollen“: ich will nächstens verrehße. Eine eigentümliche (übrigens auch dem Griechischen nicht fremde) Anwendung findet die Zukunftsform, wenn man zur lebendigeren Schilderung eines geschehenen Ereignisses das, was in Wirklichkeit schon geschehen ist, als erst kommend hinstellt: „un wie se mir de Or'n so vullheilde, da wär ich dach so dumm sin un wär es glohmn un wär 'er e Daler schenke“ = da war ich so dumm und glaubte es und schenkte ꝛc. Ich erwähnte schon, daß der Naumburger das Infinitiv-n wegläßt (ich muß mache); nur bei dem Infinitiv mit „zu“ behält er das n bei: du hast m'r gar nischt zu sahchen.

Das Gegenwartspartizip, das mit „sein“ früher aoristische Bedeutung ausdrückte (ich bin vermögend, nachgebend = vermag, gebe nach), hat sich in der Mundart zum Infinitiv abgeschwächt: mei Bruder is bade, seine Frau is Ehrn lähße (badet, liest Aehren); man kann allerdings in dieser Form zuweilen den Ausfall eines „gegangen“ ꝛc. annehmen: se sinn alle nach Gehßen (= nach Kösen gegangen, gefahren ꝛc.).

Die auch in der älteren Sprache übliche doppelte Verneinung (Luther hat 4. Mos. 16, 15 sogar eine dreifache) statt der einfachen findet sich auch in unserer Mundart: das will ich gehn nich geraden hamm; das wärrds'ch nimand nich gefalle lasse; so was hat sich dach geh Mensch nich gedacht; da war geh Hund un gehne Sele nich zu sän; ich warne, meiner Frau nischt zu borchen, indem daß'ch gene Zalung nich leiste.

In der Rektion weichen von der Schulsprache ab die dialektischen Ausdrücke: das get dir (statt dich) gar nischt ahn; die Hose goßt mir (statt mich) bare fünf Daler; m'r wullens d'r (statt dich) wisse lasse; der arme Gerl dauert mir (statt mich, das auch gebräulich ist), merken lassen verbindet die Schriftsprache reflexiv mit dem 3., sonst mit dem 4. Falle (laß dir — laß den Vater nichts m.); der Naumburger wendet immer den 3. Fall

an: laß d'r Mutter nischt merge! Mit dem Akkusativ verbindet man: „das (st. dessen) gann ich mich nich besinne; das (st. damit) bin ich zefriden; ich haw es (= bin dessen) satt; ich bin 's (= dessen) iwerdriss'ch (vorst. iwwerdrisse); das bin ich sicher, oder gewiß, der gimmt nich widder." Die Schule fordert hier überall den Genitiv, und das „es", das die Mundart anwendet, ist ja auch eigentlich der 2. Fall, denn in der älteren Sprache hieß eben der 2. Fall von er und ez: es (vgl. bei Luther: sie haben 's kein' Gewinn, 1. Kor. 6, 12: ich habe es alles Macht, Matth. 22, 8: die Gäste waren es nicht wert); seit aber für dieses genetivische „es" „des, dessen, seiner" gesagt wird, empfinden wir „es" nur noch als Akkusativ. Statt einfach zu sagen: es fruchtet nichts, sagt man bei uns: es fruchtet zu nichts.

Sagt der Naumburger: „ich bin mit meiner Frau drei Jahre gegangen", so meint er: ich habe so lange mit ihr ein voreheliches Liebesverhältnis gehabt; er geht nicht zu einem Begräbnis, sondern „zu begrawe"; geht er in den Wald, Maiblumen, Nüsse u. dergl. zu suchen, so sagt er einfach: „ich gehe in de Nisse, in de Maiblum'n" rc.; als „ahngezohchen" betrachtet er sich erst dann, wenn er sich mit seinem Anzuge vor den Leuten sehen lassen kann; wen er nicht leiden kann (vielleicht, weil dieser „sich dut" = sich ziert, sich etwas einbildet), den „hadde uffn Schbriche" oder „uffn Zuhche" und droht ihm wohl gar: „bricke dich vor mir!" Einen anderen ermahnt er: „geduld'che dich nor, de wärschts schone nachch gewohne währe" = gedulde dich rc. gewohnt werden.

Viel bedeutend ist in seinem Munde der Ausdruck „weg haben: jetzt hatvw ichs wäck!" ruft er aus, wenn er nach langen Versuchen einen Kunstgriff, eine Lösung gefunden hat (er sagt wohl auch: „ich hawwes raus", wenn die Lösung durch Nachdenken, nicht durch Versuche gefunden wurde); „dänn haww ich wäck", erklärt er, wenn er jemandes Charakter durchschaut zu haben glaubt: „der hatts bei mir wäck" = der hat meine Gunst verscherzt; „ich hamm'n nich wäckgegrichcht", äußert er, wenn er eine Person nicht genau erkannt hat; natürlich sagt er aber auch, wenn er einen Schmutzflecken getilgt hat: „endlich haww ich den Glex wäck".

Reich ist die Mundart an Zeitwörtern, die in der Schulsprache fehlen und von denen doch manches wert wäre, in die

Schriftsprache aufgenommen zu werden, weil es weitläufige Umschreibungen erspart und gewisse Feinheiten in der Auffassung und Charakterisierung der gemeinten Thätigkeit mit einem einzigen Ausdrucke deutlich macht, oder eine Abwechselung bei der Anwendung der Ausdrücke ermöglicht.

Wie mannigfaltig sind z. B. die Bezeichnungen für Stimm- und Sprachäußerungen: blärren, belgen (= blöken, vgl. storpeln statt stolpern): laut schreien; flennen: das Gesicht zum Weinen oder zum Lachen verziehen; gären, auch chären (Hauptwort der Gär; — ob von mhd. jëhen = sagen, sprechen, das wohl wiederum mit „ja sagen" zusammenhängt?); mären (Hauptw. die Mährde, mittelh. märe = die Erzählung): mit unnötiger Breite erzählen, auch ausplaudern („wie e ze Hause gam, haddes gleich gemährt"); gnäden (der Gnäd): langweilig erzählen; quatschen (Hauptw. Quatsch): Unsinn reden; schnaddern: laut und schnell sprechen; fuddern: mürrisch vor sich hin zanken; näddern: nörgelnd kleinlich zanken; schäwwern: dasselbe in schärferer Tonart; babeln: kindisch (aus-) plaudern (vgl. französisch babiller), verbabeln: im Gespräche davon abkommen (ich wullden immer frahche, wasse ehchentlich Mide gep, 's worde awwer nachher verbabelt); nusseln (näseln): durch die Zähne, undeutlich reden; giggern: kichern; quihtschen: Quetschtöne hervorbringen; fuhtschen: das schmatzende Geräusch, das beim Gehen durch einen Sumpf unter den Tritten entsteht; bihbsen, quihksen: piepen, quieken; chäbbsen: keuchend nach Atem ringen; hagschen: Zoten erzählen; nuddeln: handwerksmäßig musizieren; barmen, bärmeln: klagen (also gleichsam: sich an die mhd. barme = Barmherzigkeit wenden, welches Wort wieder mit barm: der schützende Mutterschoß und gebären, Bahre, tragen zusammenhängt; z. B. „wemmer die sit, da bärmeltse ehn ohch de Ohrn vull", „wer werrd'n nor immer so barme?!"); Posten drahchen: Zwischenträgereien, Klatschereien machen; ninnern: wimmern, queilen: Hundegeheul; benimen: nennen, benamsen; enen um was begrißen: bitten; bereden bedeutet nicht bloß überreden, sondern auch: üble Nachrede machen (ins Gesichte isse sch—freindlich, awwer hindern Riggen da bereddse ehn).

Andere, namentlich Affektbezeichnungen sind: sich wemmen: sich ärgern; drizen: jemand durch Launen oder böswillig peinigen;

schuhrihcheln: dasselbe (vgl. schüren = reizen, althochd. scurigen = stoßen, schürgen); schwanen: ahnen (es schwant mir, daß ...); sich drauen: wagen (ich draue mir, enne halwe Schdunde in enen Aden ze schbringen; du draust dich wol in der Nacht nich uffn Guddsagger?); sich fuxen: sich heimlich neidisch ärgern; nich ersähn können oder nich vergnußen: nich leiden (sulche neigihriche Leide gann ich nich vergnuße); achd'chen gäm: Achtung geben; verdummen: zum Dummen haben (du denkst wohl, du gannst mich verdumme?); bedilmen: betrügen; vermissnen: vermissen; vergribben, auch verbudden: verkommen, verkrüppeln, hinsiechen; es ehchend sich: ein bedeutungsvolles Vorzeichen tritt ein (in den Zwelfnächten hat sichs bei uns dreimal geehchend, da wärrd wol balde ehns schderm); auf etwas brennen, auf etwas erpicht sein: begierig nach etwas streben; es setzt was: es giebt etwas ('s setzt nachch was nasses heide! wenn de nich fulchst, da setzts was! morchen setzts mei Leibessen); 'rumlawwern oder 'rumalwern: sich kindisch benehmen, albernes, läppisches Zeug treiben; jemanden veralwern: ihn zum Besten haben; sich was annehmen bedeutet 1. sich darüber grämen: se nimbt sichs hellisch ahn, daß ihr Mann geschdorm is; 2. es auf sich beziehen: warum ärcherschde d'n dich immer solche Redensarden? de brauchst d'rsch je nich ahnzenähmn.

Mit der Ernährung hängen zusammen: muffeln: mit vollen Backen essen; worchen: würgend essen; freggsen: Nahrung mit Gewalt einstopfen; gnäddschen: schmatzend essen; Wasser schleddern: Wasser in Übermaß trinken; nuhdschen: lutschen; zuhtschen = schmatzend lutschen; gehxen oder gelwern: sich übergeben, erbrechen; rilbsen: aufstoßen; schluggsen: schluchzendes Aufstoßen; mexen: würgend stoßweise ausatmen; gechsen: keuchend husten.

Als Ausdrücke der Bewegung erwähne ich: rahschen: hastend eilen (Eigenschaftsw. rahsch'ch = fahrig, eilig, in der Rahsche = in der Eile, vgl. französ. la rage = die Wut); drahschen (Hauptw. der Drahsch): geschäftig hin- und herrennen, sich abmühen; quären, auch questen (des s wegen wohl als die ältere Form zu erachten) (vgl. quer): hin- und herlaufen, auch herein- und hinauslaufen; flitzen (vgl. fliegen): flüchtig springen; fläddern: hinauseilen (die Kinder kommen aus dem Schulhause herausgefläddert), (vgl. flattern); schlumbern, zuddeln: nachlässig gehen (da gimmt e endlich ange-

schlumbert, angezubbelt); lahdschen: schlürfend gehen; grahtschen: breitspurig gehen; däbbeln: mit kleinen Schritten gehen, trippeln; hingksen = hinken; zerdemmeln: zertrampeln, auf etwas sich herumtummeln; rankern: unruhig liegen, im Bett sich umherwälzen &c.; sich abeschschern: sich durch schnellen Lauf atemlos erhitzen; sich silen: sich wälzen; gullern: rollen; fortzibbeln: mit fortlocken; sich ribbeln: sich rühren; schaggern: beim Reiten im Sattel (oder das Kind auf den Knieen) hopsen; heggern: wagerecht oder schräg aufwärts hockend klettern; glußen: lässig verweilen (da gluste sich ewich her, un ich schdand d'rweile wie uff Gohln); schwimeln: nächtlich umhertreiben; 'rumgrunzen: bei Unwohlsein gebeugt umherschleichen, von grunzen: dumpf ächzen; gegeln: umherlehnen, s. räkeln, umfallen (gannste d'n nor nich schdille sitze, mussite d'n immer gegele? de wärscht dach nach emal hingegele); gebeln, gebbeln: mit dem Stuhle kippen; sich hinfläzen: sich breitspurig hinsetzen; gauzen: kauern; sich hinhaucheln: sich verschüchtert oder fröstelnd in eine Ecke hindrücken; bewwern: vor Frost beben; es schubbert mich: es durchschauert mich ein Frösteln; wällern: durch tiefen Schmutz, durch Dick und Dünn laufen (von wallen); sich schniben: sich rühren (ich gabsen ganz deitlich ze verschdehn, awwer e schnihbte sich nich!); schniben: fauchend durch die Nase atmen; jechchen = jagend eilen.

Witterungserscheinungen bezeichnen: es widdert: es donnert (vgl. Gewitter); es gazt: es ist ein Schneegestöber; es dribbelt: es tröpfelt; es drehscht: es regnet stark (Hauptw. der Drehsch); es schdihbt: es ist staubig (vgl. stäubt); es nihßelt: es nässelt; der Schnee schnorbst: knirscht; es dribbt = es tropft ('s dribbt vunn den Dächern, de Nase dribbt 'en = ihm).

Allerlei Hantirungen drücken aus: schmaddern: schlecht schreiben; gärtnern, schneidern, schusteriren: das betr. Handwerk treiben; schäffdern: geschäftig sein (von schaffen); malgen: (quälerisch) drücken (malge dach die glenen Gatzen nich so rumm!); gnuhtschen, gnehtschen (vgl. kneten): zusammendrücken (zergnuhtsche mer dach mei neies Gled nich); ergärcheln: erwürgen (vgl. Gurgel); angrallen: anhalten (e grallte mich uff uffner Schdraße ahn); zu saggen grihchen: anpacken; rassaunen: tobend lärmen (vielleicht von mhd. ranzen: ungestüm hin und her springen); schuddern: erschüttert werden; wummern: dröhnend pochen (das ganze Haus schudderde, so wummerde

der Gerl ans Dohr); raddern: rasselnd fahren (der Wahchen radderde iwwersch Flaster); baddeln: wühlen; schdengkern heißt nicht bloß „Gestank machen“ und „Unfrieden stiften“, sondern auch „heimlich, unerlaubt in etwas suchen, stöbern; mären: durchstören (märe m'r nich in mein'n Sachen rumm); vermären: verlegen, in Verlust bringen (Gschwend verwahrt z. B. in seinem Schriftchen vom itzt-lebenden Naumburg, 1716, die Naumburger vor der falschen Nach-rede, sie hätten ihre Ostermesse „vermährt“ d. h. sich darum gebracht); dembern (davon dembrich): übelriechend rauchen, schwelen (von Dampf); gräwweln: krauen (gräwwele mich nich, ich bin gitzlich); gogeln: mit Feuer spielen; gigeln, bibeln, schderchеln, schderlen: stochern; schubben, schubsen: schiebend stoßen; nausschdenzen: hinaustreiben; drabbsen: derb auftreten; rabben: erraffen; grabbschen: gierig zufassen; drudeln: sich Zeit nehmen, trödeln; busseln: kleine Hantirungen vornehmen; grebeln: kleine Arbeiten verrichten (der Alde grebelt nachch so e bischen in Hause rumm); scharwerchen, scherchen: schwer arbeiten; bisseln: in kleine Stückchen schneiden (bissele nich so an Brode rumm); bisselnd werden, auch verquahtscheln = vor Ungeduld vergehen, in gelinde Verzweiflung geraten; quaddscheln: eine Flüssigkeit schütteln; verquaddschen, verschwebben: verschütten; maddschen: manschen; vermaddschen, mohschen, wihsten: verschwenderisch verbrauchen (wihste, oder mohsche, nich so mit d'n Zugger; du vermadscht de ganze Millich); gesseln: bei einer Reihe von Gefäßen immer aus einem ins andere schütten; quaddern: mit Blasengeräusch hervorquellen; verfiren: vollführen, ausführen (ihr verfirt enne butzche Wärdschaft; verfihrt nich sulchen Lärm); dahdschen: verweichlicht thun, dalen: langsam, umständlich thun (immer e bischen fix gemacht, nich so gedahlt!); mischeln: Karten mischen; fidscheln: einen dünnen Gegenstand, z. B. eine Gerte, schnell hin und her reiben (vgl. Fidschefeil = Pfeil eines Flitzbogens); schrizen: spritzen; schlazen: einen Schlitz machen, zerreißen; razen: einen Ritz machen, reißen; mutzen: stümpernd an etwas herum schneiden, vermutzen: verstümmeln (vgl. metzeln, Hauptw. der Mutz = Stummel); murxen: ohne rechte Kraft an etwas zu schneiden sich bemühen (vgl. mittelh. murc = morsch, kraftlos); gnaxen, gnixen: knacken, knicken (aber intransitiv: jetzt gnixt ich mit mein'n Bene um unn da gnaxdes in der Fährschel); roren: das Feld

lockern; hargen: rechen; gebehnen: Gefäß wasserdicht machen; Federn schlißen: schleißen (mittelh. sleizen, während slîzen „reißen" intransitiv ist); Flaumen schbellen = spalten; Gaulen bladen: abblatten; Getreide schrappen: Halmspitzen abschneiden; abschdriffeln: abstreifen; verdengeln: prügeln; bilen: den Hintern herausrecken (wohl = einen bühel, Hügel, machen); Guchen wilchern: Kuchenteig breitmangeln (vgl. würgen, mittelh. worgen = drücken); Fett geleffern lassen: gerinnen (geläufern, zusammenlaufen); gleggen: herabfallen (mhd. klecken, vgl. klexen, Klex); gleggern: mehrmals nacheinander „gleggen" lassen; schdrihbsen: Früchte stehlen; gnibbeln: knüpfen; uffdrudeln: ein Geflecht oder Gespinst auflösen; wiweln: ein Loch, ein Riß in einem Gewebe (daher eben „wibeln") mit Fäden überstechen; niddeln: an etwas rütteln, um es zu lockern, auch klappernd stricken; blehdern: wehen; ausblehdern: Gewänder ꝛc. ausschütteln (vgl. blähen); verfitzen: verwirren (mittelh. die vitze = das Garngebinde); ahnnälchen: nachlässig anziehen (wie haste d'n nor widder dänn Ruck ahngenälcht); ausdinggeln: auszählen (der Kinder bei gemeinsamen Spielen, geschieht gewöhnlich durch einen Reim; von dingen = mieten, Vertrag schließen, etwas vereinbaren); gaubeln: unerlaubte Tauschgeschäfte machen (ebenfalls nur der Kinder untereinander); sich etwas verschdoßen = verscherzen (da lehft nu das hibsche Mädchen mit dänn hungrichen Schneider un verschdoßt sich de beßden Vardihn!) nachgrasen: nachforschen; minzen = wählerisch sein (minze nor nich in Äſſen rumm, 's wärrd dr nich in Zehn'n schdägge bleiwe!) vorbäden = vorbeugend, fürbitten (da muß ich nor vorbäde, sunst grihch ich hellisches Geschimbtes); zur Sine reden: zur Sühne, zum Guten reden; einem etwas zuschanzen: zu gute kommen lassen (der Inschbekter hadden alle Arweit zugeschanzt, die uffen Gude ze machen is); milen: durchsickern (aber nur von trockenen Stoffen: der Sack hat e Luch, da milen de ganzen Gleien dorch); beraum'n (= berauben, aber in diesem Falle mit au gesprochen) wird nur in der Redensart: „ich will Sie nich b." angewandt, womit der Naumburger eine „Nötigung" d. h. Einladung, zuzulangen, höflich ablehnt; sich verhäddern: sich verwirren (e hadde sich seine Lihchen so hibsch ausgedacht, wie m'rn awwer uff de Rede gniden, da verhedderte sich); etwas ausgefressen haben: etwas Unrechtes angerichtet haben; jemandem uffhibben: ihm eilfertig zu Willen sein; etwas weis machen, das wir nur spöttisch gebrauchen

und mit dem Dativ der Person verbinden, wurde im Mittelalter mit dem Akkusativ (einen wis machen) und zwar mit durchaus ernst gemeinter Bedeutung „einen wissend, kundig machen" angewandt; es fläggt: es geht von statten (vom Flecke); aus= (oder nach=)bihßen: ergänzen, Lücken ausfüllen (in letzter Linie stammverwandt mit dem gotischen bota, die Hilfe, und abgeleitet vom althochd. buaza, puoza = Hilfsmittel, Besserung, Vergütung, Buße; zu baz = baß, besser gehörig); übel nehmen pflegt der Naumburger noch mit „für" zu verbinden: näm Se mersch nich vorr iwel, awwer vorr sogescheit häddch Sie nich gehalden (vgl. etv. vorr lang = der Länge nach nehmen). Ein geschäftiges, handfestes Arbeiten hört man oft als „rawehßen" und eine Magd, die in dieser Weise durch kräftiges Zugreifen sich auszeichnet, als einen „Rawehßer" bezeichnen. Dies Wort ist hierher aus Leipzig übergesiedelt, wo man „Rabeter" sagt. In einer Beschreibung Leipzigs bei der Belagerung von 1547 (Vogel, Annalen) heißt es: „Und war die Stadt von der Pleiße an bis an die Kirche zu Sanct Johannis rings umb mit Bollwerken und Schanzen umgeben. Von dar an lagen in einer breiten Gegend niedrige flache Felder (und tieffe sumpfichte Wiesen), die von der herumlauffenden Parde bewässert werden. Jene wurden von denen drauff in großer Menge stehenden Brombeersträuchern das Rubeth, diese aber die von denen darauff stehenden Erlen „die Ehrlichs-Wiese genennet". Dazu giebt Vogel noch folgende Anmerkung „Rabeth, was es sei", Rubetum heißet bey denen Lateinern so viel, als ein Ort, wo viel Brombeersträucher stehen, welches Wort hernach der gemeine Mann Rabeth ausgesprochen." Diese Deutung aus dem lateinischen rubetum ist zweifellos richtig, wie besonders auch daraus hervorgeht, daß die Brombeere selbst zuweilen Rabethbeere genannt wird. Der Ausdruck stammt wahrscheinlich aus der Studentensprache, aus der ja zahlreiche Ausdrücke in den Leipziger Dialekt übergegangen sind. Manche Studenten mochten an diesem Rabet besonderes Interesse haben. Vogel fährt nämlich fort: „Und weil zuweilen unzüchtige Weibes-Personen und liederliches Gesindel sich dieser Sträuche und Gehölze zu ihrer Unzucht bedienet, hat man dieselben Rabet-H., das ist solche unzüchtige Bälge, so aus dem Rabet kommen, genennet". Im Laufe der Zeit hat sich dann die Bedeutung in gutartigem Sinne gewandelt und ist endlich zu der jetzigen harmlosen Anwendung gelangt.

Fürwörter.

Die Vokale der persönlichen Fürwörter werden stark verkürzt und meist gar nicht oder nur wie ein dumpfes „e“ gesprochen. So wird also „ich: 'ch, du: de', er: e', sie: se', es: 's, man: m'r, ihr: 'r, mir: mr, dir: dr, endlich ihm, ihnen: 'en und sich: s'ch“ gesprochen. Nur im Falle besonderer Betonung tritt die schulmäßige Aussprache in ihre Rechte, ausgenommen bei „ich“ und wir“, die betont zu „ichche“ und „mir“ werden: ichche soll das gewähst sinn? mir machen so was nich!“ Um „ihm, ihn, ihnen“ hervorzuheben, fügt man dem „'en“ ein „selber“ hinzu: „gibbsen selwer!“ Kommen bei der Satzbildung die Fürwörter hinter ihr Zeitwort zu stehen, so pflegen sie diesem wie Nebensilben angehängt zu werden: „hernahchd'ens lahs'chs Greisblatt, da hatt'ch enne Geschichte ahngefangkt“, „nune haste wol genunk?“ „biste d'n (oder: bist'enn) nachch nich ferd'ch?“ sihste (vorst. sisste), hadd'ch d'rsch nich gleich gesahcht?“ „gibbs'en“, „saggs'en“, „machm'r“, „sädersch (säddersch), daß'ch recht hadde!“ „'s hadd s'ch d'r was uffn Gubb gesetzt“; „seidr (siddr) d'n nachch nich ehnich?“

Bemerkenswert ist, daß die betonte schriftmäßige Aussprache „sie“, „er“ zur Bezeichnung der Glieder eines Ehepaares dient; wenn der Naumburger sagt: „wenn sie da is, grihcht m'r mer, er wihcht immer so gnapp“ oder „ich hawwe ihn nich gesähn, da gabb'chs ihr“ rc., so meint er dabei nicht ein beliebiges Männlein oder Fräulein, sondern der „er“ ist stets der Hausherr, die „sie“ dessen Ehefrau. Auch das ist wohl der Erwähnung wert, daß der Naumburger, der sonst den dritten und vierten Fall wohl zu unterscheiden weiß, bei der Anrede höherer, vornehmerer Personen gern den Dativ „Ihnen“ statt des Akkusativs „Sie“ gebraucht mit dem Gefühle und der Absicht, auf diese Weise gewählter, „hochdeutscher“ sich auszudrücken, wobei er in gleicher Absicht ein etwa nötiges „sind“ durch „sein“ ersetzt. Wird er z. B. von einem feingekleideten Reisenden nach dem Dome gefragt, so kann man von dem Eingebornen, zumal wenn er „ein gemeiner Mann“ ist, den Bescheid hören: „Sie sein wohl fremde hier? ich wäre Ihnen gleich hinbringe; da gann ich Sie ohch gleich emal unsen Fridenzihchel zeiche“. Oder er schreibt in einem Briefe: „Entschuldchen Se nor, daß'che Sie nich ehr geschrihm hawwe, ich wollde Ihnen immer

selwer besuche". Die aus diesen Beispielen ersichtliche Vertauschung des 3. Falles gegen den 4. (ich will Sie etwas zeigen, schreiben ꝛc.) beschränkt sich übrigens nur auf die Höflichkeitsanrede; in allen anderen Fällen setzt der Naumburger ganz richtig den 3. Fall (ich will dir, ihr, ihm ꝛc. etwas zeigen, schreiben ꝛc.). Auf die erhaltenen Spuren des alten Genetivs von „es" in Redensarten wie „ich haww es satt", wies ich schon früher hin; wenn statt dessen auch die Form „ich hawwess'n satt ꝛc." vorkommt, so ist in diesem „ess'n" (e fast nicht zu hören) vielleicht eine Verstümmelung von „dessen" zu vermuten.

Eine dritte Eigenart ist die Einschaltung des Dativs zur Bekräftigung einer Erzählung: „ich war eich rahchenharde", „ich wäre d'r dach dänn Schwindler glowe", ich gunnde Se geh Glid rire". Endlich gehört hierher auch der Fall, daß man sich selber als eine Person außer sich auffaßt und sagt: „wie der Schwindler fort war, der uns betrogen habde, da dacht'ch: ihr seid dachch recht dumm gewähst, dasser eich habbt so leime lasse (statt wir sind doch — —, daß wir uns — —).

Wie schon erwähnt, dient „selber" zur Hervorhebung — „selbst" wird nämlich nur (und auch dies nur selten) in dem Sinne von „sogar" gebraucht —, zu welchem Zwecke auch die Einfügung von „allein" üblich ist: „das wehß'ch allehne nich = d. w. selber n.

Die besitzanzeigenden Fürwörter, soweit sie von der Schulsprache abweichen, lauten: „mei, dei, sei" = mein, dein, sein; mein'n, dein'n, sein'n = meinem, meinen, deinem ꝛc.; „unsen" = unserm, unsern; „meiner, meine, meins, deiner, deine" ꝛc. = der meinige, die meinige, das meinige ꝛc.; daneben wird der besitzanzeigende Dativ „mir, dir" ꝛc. oft durch „meine, deine" ersetzt: „dei Fader hat mein'n glehn Bruder gehaut, weil e sahchte, die Schußgauln wehrn seine"; „gleich gibbste das Fidschefeil her, das gehehrt nich deine, das is meins!" Um die Völligkeit, die Reichlichkeit eines Maßes auszudrücken, sagt man: „der is seine fuffzch Chare; das Schwein wiegt seine drei Zentner" ꝛc., wobei das Besitzfürwort andeuten soll, daß die angegebene Maßgrenze ihm völlig eigen ist, von ihm ohne fremde Zuthat erreicht wird.

Bei Fragen schiebt man gewöhnlich „denn" ein: „was habde d'n (oder: hadd'en) gesahcht?" Wird aber dieselbe Frage wieder-

holt, so fällt „denn“ weg und dafür wird das Fragewort betont: „was habde gesahcht?“

„Welcher“ dient nur als Fragewort und wird nie als Relativ gebraucht, indem Relativsätze nur mit „der, die, das“ an den Hauptsatz angefügt werden, fast immer aber unter Beifügung von „da“: „die Anzeige, dide (= die da) gestern im Bladde schdand vunn e Manne, derde bei de Fährde gesucht wärrd, is vunn mir“. Doch giebt es auch bei dem Relativum keinen Genetiv, sondern er wird durch den Dativ ersetzt: „die Leide, dänns (denen das = deren) Haus abgebrennt is“, „der Mann, dänn seine (dem seine = dessen) Frau gestormn is“.

Die hinweisenden Fürwörter „dieser, jener“ werden beide durch den betonten Artikel ersetzt und im übrigen nur durch Gebärden unterschieden: „die Gulehr gennde mr gefalle, awwer die (die da) gannich nich ersäh“. Ebenso wird „derjenige“ durch „der“, „derjenige, welcher“ immer durch „wer“ ersetzt, höchstens in Redensarten: „du bist immer derjeniche (auch derjenichte)“, d. h. der unzufrieden ist, „du wehrscht m'r derjeniche“, d. h. der so was vermöchte, „ich sull immer derjehniche sinn, derde d'n Dummen schbihlt“ ausgenommen. Das in der Schriftsprache mit dem Genetiv verbundene „derjenige ꝛc. wird mit dem Besitzfürwort umschrieben: meine Ginder unn der Millern ihre (= meine Kinder und die der Frau Müller) schbilen immer zesamm; mei Grautland und der Menzeln ihrsch (mein K. und dasjenige der Frau M.) lihchen näm 'nander. Statt „solch“, das im Anwendungsfalle immer hinter dem Artikel steht, wird auch „so“ gebraucht: „so e närrscher Guri!“ Endlich gehören hierher noch die Ausdrücke „unserehns“ = solche wie wir, und „ehns“ = jemand: „unserehns geb s'ch zu so was nich her“; „in der Dunggelheht brennte nich emal enne Laterne, da gunnde ehns Hals unn Behne breche“; da muß ehns in meiner Abwesenheit dagewähst sinn“; „die (= diese) Nacht hammse (hat man) bei Millersch gemaust.“ Diese neutrale Ausdrucksweise, auf die ich schon oben hinwies („e Armes“), erinnert mich zugleich an die bei uns übliche Form mündlicher Geburtsanzeigen: „de Udden hat was Glehnes“ d. h. „Frau Otto hat ein Kind bekommen“.

Zum Schlusse erwähne ich noch die merkwürdige Ausdrucks-

weise: mir war'n'er irer achte, se sinn'er irer zwelfe" u. s. w., wobei das „ihrer" oft zu „ihre" verkürzt wird; das an das Hilfszeitwort (waren, sind) angehängte -er ist vielleicht das eigentliche partitive „ihrer", während das „ihrer", das vor dem Zahlworte steht, nur vergleichende Bedeutung hat, vgl. unser einer = einer wie wir.

Die Zahlwörter.

Die Zahlwörter, soweit sie von der Schulsprache abweichen, lauten: ehner, ehne, ehns, zwe-e, dreie (die Verschiedenheit der Aussprache des ei in „eins, zwei" und in „drei", die sich auch in anderen Mundarten findet, weist auf den verschiedenen Ursprung dieses ei: ein, zwei — drî hin), fire, fimfe, sexe, sihmne, achte, neine, zäne, elfe, zwelfe (zwelwe), dreiz'n, färrz'n, fuffz'n sechchz'n, sibbz'n, achz'n, neinz'n, zwanzch, ehn'-, zweh'n-, drei'nzwanzch, sihmnzwanzch ꝛc., dreiß'ch, färrz'ch, fuffz'ch, sechchz'ch ꝛc. Die Hundertzählung wird nach „tausend" wieder aufgenommen: elfhundert ꝛc., ehn'zwanzchhundert ꝛc.; erst bei höheren Tausenden (und natürlich immer bei runden Tausenden) findet die Zählung nach Tausenden häufiger statt. Bei Zusammensetzungen mit „einhalb" erfolgt in der Regel eine Zurückrechnung: anderthalb, drittehalb, sihmdehalb, neindehalb, d. h. ein Ganzes und das andere halb, zwei Ganze und das dritte halb ꝛc. = $1^1/_2$, $2^1/_2$, $6^1/_2$, $8^1/_2$. Hierbei fällt mir ein, daß auch mittelalterliche Schriftsteller solche gemischte Zahlen in der Weise schrieben, daß sie das nächsthöhere Ganze schrieben, aber in der Mitte einen Querstrich durchzogen; eine in der Mitte durchstrichene V bedeutet also $4^1/_2$.

Preisangaben bildet der Naumburger zuweilen in ähnlicher Weise: sihmne (Groschen nämlich) weniger e Dreier u. dgl. Auch Zeitangaben mit Bruchstunden werden auf die nächste volle Stundenzahl bezogen: halb neine, dreiferrdel uff ehns, e' ferrdel zwe-e = $8^1/_2$, $12^3/_4$, $1^1/_4$ Uhr. Das Fragen nach der Zeit geschieht nicht mit „wie viel Uhr", sondern durch: „welch Zeit iss's d'n?" — Viertelbrüche werden gern noch über ein Ganzes hinaus gebraucht: „fir ferrdel Bohmwulle", sexferrdel Fund Schebbsenflehsch", „bis Freiborch isses sihmferrdel Schdunden", „das Duhch lihcht elf ferrdel, der Garduhn is gene sex ferrdel bret".

Ungefähre Zahlangaben werden ausgedrückt wie in folgenden

Beispielen: „'s waren so in de zwanzch Leide da", „so e' zäne, zwelfe (etwa 10—12) sinn dot", „so e' fuffz'ch, sechz'ch Schritte weit", „so e' drei, fir Schdunden in ene wäck", „e schdigger neinz'n (ungefähr 19) Scheim'n hadde neingeschmissen"; bei Altersangaben: „e Mann in de Färz'ch" oder „in den Färzch'n" oder „e schdarger (= hoher) Färzch'r". Die Zeitbestimmung „e Charer fimfe, sexe" = etwa fünf, sechs Jahre, „e Wuchch'ner (oder e Wuchcher), sexe, achde" (= ungefähr 6, 8 Wochen) erinnert mich an das schon erwähnte „se sinner" (irer sihmne). Während das „e" = „ein" einen gewissen Zahlenraum als Einheit zusammenfaßt (vgl. so e 15, 20 = ein Ganzes, das aus 15—20 Teilen besteht), drückt das angehängte -er wieder den partitiven Sinn aus.

Andere Zahl- und Mengebegriffe sind: e Bißchen, e Linschen (eine Kleinigkeit, etwa so viel, wie man abbeißen kann, oder wie eine Linse), enne Masse auch: enne Hetze (vielleicht = Meute) = eine Menge (z. B. Menschen), ener, gener = einer, keiner, allerhand = allerlei, nischt, was = nichts, etwas, genungk = genug, märre = mehr. Schon im Mittelhochdeutschen finden wir, aus dem älteren mêrôro zusammengezogen, ein merre, aber beide mit der Bedeutung „mehrere"; der Naumburger spricht dies „mehrere" — wenn er nicht „eddliche" oder „ehniche" dafür setzt — „mere" aus ('s is schon mere Monade här), dafür bildet er den Superlativ von „mehr" regelmäßig „mehrst" (= meist), gesprochen: mehrscht, vorst. märrscht (dr märrschde Zelleri wärrd vunn Gerchenberchern gebaut). Statt „alle" sagt man zuweilen „ganz": de ganzen Leide schrichchen uff emal Hurra; dagegen „alle" für „ganz": sullich dänn Braden „alle" esse? Eigenartig ist der Gebrauch von „alle" in Redensarten wie: de Dummen währn nich alle; 's Bir is alle. Hier scheint „alle" Adverb, statt „ganz", zu sein. Der schon erwähnte Ausdruck: „das Bufft" = „höchstens, kaum" ist vielleicht verbal zu verstehen, da er auch in der Form: „das alles bufft" (wie vil währns d'n sinn? zähne, das alles bufft!) gebraucht wird.

Umstandswörter.

Als Umstandswörter, die zu Zeitangaben dienen, werden gebraucht die in den folgenden Beispielen angewendeten: So was is m'r dachch mei Dahche nich (in meinem Leben nicht) bassirt;

er will mich zeidens (von Zeit zu Zeit) besuche; vorrderhand (letzte Silbe betont, = vorläufig) haww ich genungk; da bin ich allemal (stets) d'rbei; so was gimmt effd'rsch (effderer = öfters) vor; ich bin schon vohrdens (vorhin) dagewähst; hernach (hernachdens, nahchens = nachher) hol m'r dich ab; da gam m'r de Nacht gällchens (jählings, ein Wort, das schon im älteren Deutsch mit g anlautete) iwwern Hals; das is egal (immer) e Gebimmele; da ruhfsde ehns egal (beständig) Hilfe; das get in ene wäck (in einem fort, ununterbrochen, wohl mit „Weg" zusammenhängend) raus un rein; alleweile (jetzt) hol ich mei Gärschfestzebbchen; musses alleweile (sofort) sinn? mei Mann gimmt gleich (sogleich); se is ähm (ähmb = soeben) uffgestanden; ich hawwe nor ähm (eben erst) gegässen; e war gerade (soeben) ferrdch geworden; de ganst d'rweile (einstweilen) fornewäck (voraus) gehe (vgl. „will mir die Hand noch geben derweil ich eben lad"); in d'r ehrschde (anfangs) gunnt'chs gar nich gewohne wäre; ehr (bevor daß = ehe) sche (sie) nich Abbidde dut, gugg'ch se nich widder ahn; wenn (wenn ehr = wann) is d'n dei Geburtsdahch? wie (als) 'ch nachch uff der Lere war; damals wo (als) de under de Sulldaden gahmst; indem daß (während daß = während) 'ch mein Manne inn Hut hole will, wahre schon z'r Dire naus; enne ganze Weile (eine ziemliche Zeit lang) haww ich uff eich gewarrt; heire (heuer) währn de Gorgen (Gurken) rar; hinde (heute abend) hammer Mondschein; heuer und hinde sind zwei Wörter, die, ebenso wie „heute", mit dem gotischen hinweisenden Fürwort „his, hija, hita (altdeutsch hiû, hia, latein. hic, haec, hoc) dieser, diese, dieses" zusammenhängen: aus hia naht = diese Nacht entstand „hinte" (vgl. „heint, als die dunklen Schatten" in „Wach auf, mein Herz, und singe"), aus hiu jaru = dieses Jahr, heuer (wegen des Wechsels iu in eu vergl. niu = neu), aus hiû tagû = diesen Tag, heute (daher „heutigentags" eigentlich dasselbe zweimal sagt); jetzte, nachchmiddahche, vohr- oder vorrmiddahche. Nach dem Beispiele anderer Sprachen dient auch bei uns zu Zeitbezeichnungen neben dem 2. der 4. Fall: „de Nacht (=des Nachts) lefft mr de Fänster nich uff" (vgl. den Luther zugeschriebenen Denkvers: Der Woche zwier macht 's Jahr hundertvier).

Ortsbezeichnungen: „Haußen, hinne, hihmn (hihmne, vorst. himmne") werden als Antworten auf die Frage „wo?" — „raus,

rein, rihw'r (vorſt. riwwer), ruff oder rahn, runder" als Antworten auf die Frage „wohin?" gebraucht, wenn der Ort bezeichnet werden ſoll, wo der Sprechende ſich bereits befindet; dieſe Wörter bilden alſo den Gegenſatz zu „draußen, drinne, drihmn (drihmne, vorſtädt. drimmne) — naus, nein, nihwr (niwwer), nuff (nan), nunder", bei denen ein Ort gemeint wird, an dem ſich der Sprechende nicht befindet: Gumm dach raus uff de Gaſſe, dei Bruder is ohch haußen; hier hinne is hibſch warm (oder, wie ein Naumburger Neckrätſel ſagt: „Hinte eſſ'mr Gans, Garduffeln unn Hinne", das heißt nicht: Kartoffeln mit Gans und Huhn, ſondern: ganze Kartoffeln hinne in der Stube); bleib himmne, loſ nich niwwer, drimmne is ſolcher Dräck! Gehk ema' nan uffs Radhaus; ich grihche das Exembel nich raus. Der erwähnte Unterſchied wird indeſſen bei naus, raus — nein, rein nicht immer feſtgehalten, ſodaß man einen Vater ſchon vor der Thür drohen hört: Na warrde nor, wenn ich rein (ſtatt nein) gumme! Machſtenn, daſte raus (ſtatt naus) gimmſt? ruft einer dem Hunde zu, den er aus der Stube jagen will; die Jungens gledderden ſo lange an der Ahnzucht rumm, bis daſſe alle bede rein (ſtatt nein) filen. Sihſt'nenn nich? Dorthier (vorſtädt. ſält = dort) ſchdehdeje! Mir wohn'n ohmne (oben); nune (nun) ſimmer balde heme (vorſt. u. bäuriſch: dr'heme = daheim); ihr wulld wol ſchone (vorſt. ſchohnſt) zehauſe (nach Hauſe) geh? Ja, meine Frau is midden Gindern ſchon vornewäck (voraus); ich ſuche meine Sachen ämbei (herbei); allerwähchens (aller Wege, auf allen Wegen = überall) lihchen Brodrinden rumm; e wohnt gleich lingger Hand (links) am Fihdore; fornewäck (voran, zuerſt) gahmb de Feierwehrmuſihge.

Andere Umſtandswörter, namentlich zur Bezeichnung der Art und Weiſe: De Schduhmsdire ſchdand ſchbrangelweit (ſperrangelweit) uff; das gennt'r nich verlange, daß 'ich eich immer forr Langeweile (umſonſt) uffhibbe; forr Langeweile (zum Zeitvertreib, umſonſt) machch ich ſo enne Arweit nich; das Bräd is nich langk ſatt (genug); die Mauerzihchel da ſinn iwwerleh oder iwwerleht (überzählig, übrig geblieben); e is emmende (am Ende, vielleicht) dot; na, da reiß nor dänn Ruck nachch fulchens (vollends) ganz enzweh (entzwei); das mach'ch ſo beiahn (nebenbei); ſe ſchreibt balde (faſt) alle Dahche an ihren Schatz; dorthier ſchdehn ganz

(sehr) vile Hedelbehre; du frihrscht awwer nich schlecht, du sihst je orndlich (nahezu, förmlich, merklich) blau aus; e war rene (gerade) wie besuffen; ich war d'r renewäck (erste Silbe betont, geradezu) wie gelähmt (auch gelehmt); se war rene (völlig) wäck (sie ging völlig in ihm auf, = vernarrt) in ihren Schatz; e' war sere grank, awwer alleweile gehts je so hallwähche (leidlich); da brauchste hallwähche (oder sachde = halbwegs, nicht sehr) zu schbaßen; gibb uffn Wähch achdchen unn gek hibsch sachdchen (sachte, leise); Eichhorns hamm mehch (angeblich) schmälich (bedeutend) in d'r Ludderi gewunn; du bistche hellisch (verteufelt, sehr) fix ferdch geworden; sitze dachch nich so quärlähtsch (ungeschickt, quer, breitspurig) da! der Emmer is geschwebbte (zum Ueberlaufen, Ueberschwebben) full; der Gorb ist gehaufde full Ebbel; geschlichde (= eben) full; der Sal war gerabbelde oder gerasselte (gerüttelt) full Menschen; de Gerche war an Himmelfahrt geschdobbde (gestopft) full; na, da sahch dach ze wenichstens (zum mindesten, wenigstens) gudden Dahch; wo wullmer'n zu? (= nach welcher Richtung wollen wir denn gehen); das is je e rechder (= recht) alder Hut, dännde uffhast! da gunnde m'r dachch nich gut neh (nein) sahche; das zustimmende „ja" klingt in der singenden Mundart des Naumburgers fast zweisilbig: ja-a. Als Adverb von „schnell" wird „drabb" angewandt: lohf e bißchen drabb (oder fix); „niedrig" wird nur als Eigenschaftswort: enne nihdriche (vorst. niddriche) Schduwe — „nieder" nur als Umstandswort gebraucht: e gnide nidder. Die Reihenfolge bezeichnen: vorsch ehrschte ꝛc.

Bekanntlich stimmen in unserer jetzigen Schriftsprache die Umstandswörter der Art und Weise („der Schüler schreibt s c h ö n") mit den Eigenschaftswörtern, von denen sie stammen, äußerlich überein („die Schrift ist s c h ö n"), im älteren Deutsch unterschieden sie sich aber dadurch, daß das Umstandswort noch ein e annahm und außerdem den Umlaut, wenn sein Eigenschaftswort einen solchen hatte, in den Grundlaut zurückverwandelte; auf diese Weise waren „schön, fern, fest, lang, spät" ꝛc. als Eigenschaftswörter, „schon, ferne, fast, lange, spat" als Umstandswörter erkennbar. Die Schulsprache hat dies treffliche Unterscheidungsmittel fallen lassen, der Volksmund sagt aber noch immer: ich gumme balde, ich bin schone da, das gefellt m'r sere, was machmern nune, biste schdille? so was hehrt m'r gerne, das dauert uns ze lange, halt feste, gek sachde ꝛc.

Das „am" des Superlativs wird nur vor f wie „am", sonst wie „ann" gesprochen: das gefellt mir ann schennsten, am feinsten.

Hier ist endlich wohl auch der Platz für drei adverbiale Redensarten: ich gunnde mache was ich wullde, e' gingk m'r nich vunn abhenden = er ließ sich nicht abweisen („ab" wurde noch zur Zeit des 30jähr. Krieges als Präposition gebraucht, jetzt thun dies nur noch die Schweizer: ab den Bergen = von den Bergen weg, abwärts; also ist ab Händen = von der Hand weg, vgl. auch: vor den Beinen 'rum laufen); ich gammer nich helfe, awwer du bist dachch zu dumm = ich kann nicht umhin, dir zu sagen, daß 2c.; du scheinst m'r je nach vil in Willens ze hahm = du scheinst noch viel vorzuhaben (sonst findet sich in der Schriftsprache nur der Prädikatsgenetiv „willens sein": ich bin willens, ihm zuvorzukommen (Schiller), aber auch 1. Sam. 2, 25: der Herr hatte willens sie zu töten; ja sogar bei Lessing: die hatte noch viel vor ihrem Tode in willens).

Verhältniswörter.

Der seit Alters, nicht nur bei Luther, sondern selbst bei Goethe und Grimm noch zu findende Brauch: „bei" mit dem vierten Falle (auf die Frage: wohin?) zu verbinden, ist in Naumburg noch allgemein üblich: „e Mann bei de Fährde wärrd gesucht"; „gumm heide ahmd bei mich, m'r wulln zesammn e bischen bei Forchts geh". Natürlich besteht daneben auch die Dativ-Konstruktion auf die Frage: wo? Mei Breid'ch'n schdet bei der Adulleri. — „Auf" = uff dient auch als Zeitbestimmung: Uffs Gerschfest bauder eier Zelt nähmn unser Zelt: ing (= den) Grautzins bezahlm'r uff Michehle. — In dem nämlichen Sinne kann man aber auch „zu" anwenden: zung Gerschfeste, zu Michehle, zum Mannschißen, zun Schweinemarchde. „Uff" wird auch adverbial für „offen" (de Dire is uff, 's zit), „zu" für „geschlossen" gebraucht (neh, se is feste zu!). Während hier das „zu" betont wird, spricht man es als eigentliches Verhältniswort nur wie „ze" oder doch bloß mit ganz kurzem „u": da mechdem'r sich dachch ze schande ärchere; zudder Einfassungk nimb nor gehne so (oder ze) schmale Borde. (Im Mittelhochd. wurde dies unbetonte „zu" ze geschrieben: ze êrest = zuerst.) „Um — herum" wird ziemlich schulmäßig ausgesprochen, sobald es sich um Orts- oder allgemeine Zeitangaben handelt (um

Margrehchels 'rum haww ich um de Messe 'rum viel reife Gorgen gesähn); sobald er aber eine ungefähre Uhrangabe machen will, sagt der Naumburger „umme — 'rum": „umme dreie rum wär ich wol widder da sei", oder auch „so umme": „'s wärrd wol so umme zwelfe gewäsen sinn"; „um (nicht umme) zwelfe, dreie" würde dagegen „gerade um 12, 3" bedeuten. — Während die Schriftsprache mit „vor" meist den Begriff der räumlichen oder zeitlichen Trennung verbindet, hat dieses Verhältniswort in der Mundart auch noch die Bedeutung des in-Berührung-kommens: e' draden dachch vorrn Leip, daß ich dachde, e flehch vorr de Want." — „Halben" ist fast nur in der Redensart „meinethalben" ꝛc. gebräuchlich; daneben gebraucht man noch die jüngere und schlechtere Form „halber"; „Schulden halwer habde missen abgeh; so enner Gleniggeht halwer machde so Lärm." Das für meinethalben auch gebräuchliche meinetwegen wird gern „meinswähchen" ausgesprochen, doch erstreckt dies „s" sich nicht auch auf „dein'twähchen" ꝛc.

Da ein eigentlicher Genetiv in unserer Mundart nicht besteht, so werden alle in der Schulsprache den zweiten Fall regierenden Verhältniswörter mit dem dritten Fall verbunden; als solche sind übrigens nur: „halben, wegen, während, trotz, statt" (während'n Singen, drutz dänn schlechten Wädder) in Gebrauch, und zwar wird „statt" (schdatt, auch schdatz, anschdatt, anschdatz) teils mit dem 3. Falle (schdadden Hosen bringt e mir'n Ruck), teils, und häufiger, mit dem 4. Falle (der nimmt gleich de fimf Finger schdadds Schnubbduch; e hatt s'ch anschdatz e Fährd bloß e Uxen gegohft) verbunden — jenes, wenn man „statt" auf das Hauptwort, dieses, wenn man „statt", als Konjunktion, auf das Zeitwort bezieht. Nur bei „desserwähchen" (auch dessert- oder desswähchen) und „schdadds Deiwels" (= überflüssigerweise, umsonst: ich bin dachch nich schdadds Deiwels härgegumm'n!) und bei „schdatt dessen" hat sich der 2. Fall erhalten. Das letztere erinnert mich an „unterdessen", worin „unter" mit zeitlicher Bedeutung vielleicht ebenso den 2. Fall nach sich zieht wie bei „underwähchens" (= unterwegs) und „under der Gärche" = zur Zeit des Gottesdienstes. Beide Wörter (statt dessen und unterdessen) pflegt der Naumburger auch durch „d'rweile" zu ersetzen: ich dachte, ich grichd'n geschenkt, d'rweile (= statt dessen) mußt'ch'n deier bezale; esst nor d'rweile (= unterdessen), ich muß ehrscht nachch was mache.

Soll ein Verhältniswort mit einem alleinstehenden „dieser“ oder „welcher“ verbunden werden, so wird statt „dieser“: „dader“, statt „welcher“: „woder“ gesagt und das Verhältniswort angehängt, wie ja auch die Schulsprache in solchen Fällen „dieser“ durch „da“, „welcher“ durch „wo“ ersetzt. Für Schul- und Volkssprache ist aber dabei Bedingung, daß „dieser, welcher“ sich nicht auf Menschen beziehen. So sagt also der Naumburger: dadermit, dadernahch, daderbei, daderhinder, dadernähm, wodermit, wodernahch, woderbei, woderhinder, wodernähm &c. = damit, danach, dabei, dahinter, daneben, womit &c. „Dadervor, wodervor“ steht sowohl für „davor, wovor“, als auch für „dafür, wofür“, und auch in letzterem Falle wird „vor“ lang gesprochen, während doch sonst „für = vorr“ (vorstädt. „verr“) gesprochen wird (verr e Sexer Näckchen“, „awwer e bischen reichlich, ’s is vorr e Grangges“). Wenn das Verhältniswort vokalisch beginnt, so fällt das e aus dader, woder weg: dadriwwer, dadruff, wodrauß, wodrunter, dadrahn; man sagt auch dadrinne, wodrinne, obgleich „in“ sonst schulmäßig einsilbig gesprochen wird. Vor „durch“ wird nur „da, wo“ gesetzt: dadorch, wodorch. Auf Verhältniswörter, die den Genetiv regieren, findet die Regel von „dader“ überhaupt keine Anwendung. Oft werden jene Zusammensetzungen auch getrennt: da geht m’r nischt driwwer; da gammer nischt dermit ahnfange; setz d’ch dahin, wo deine Großemudder druff saß“. Ist aber das in „woder“ steckende „welcher“ als Fragewort aufzufassen, so findet die Trennung meist nicht statt, sondern man sagt: wodraus haste d’n (oder hast ’enn) gedrunken? Häufiger noch wird aber bei der Frage überhaupt nicht „woder-“, sondern die Präposition mit „was“ angewendet: „aus was haste d’n gedrunken?“

Das nur in „dermangk“ und „midden mangk“ gebräuchliche Verhältniswort „mang“ = unter (vgl. „Gemenge“ und das englische among) ist vielleicht aus Niederdeutschland eingeführt und wird mit dem Dativ verbunden: „der glene Vorbs lief immer midden mangk den großen Gindern mit fort“.

Bindewörter.

Bindewörter werden wenig angewendet, da die mundartliche Syntax das Sprachgefüge möglichst einfach gestaltet und

abhängige Sätze gern vermeidet. Mit Vorliebe werden die Sätze mit „und“ aneinander gereiht, oder mit „aber“ einander gegenüber gestellt: „e ruhsde mich unn weil ich gerade Zeit hadde, gingk ich hin unn frahchden, was e wullde unn da fingk e gleich ahn unn schimbde, awwer ich war ohch nich schdille unn sahchden meine Menung unn da word m'r e Var“. Der Infinitivsatz mit „zu“ wird überhaupt stets mit „und“ umschrieben: bis dachch so gut unn bezale mal vorr mich = sei doch so gut, — — — zu bezahlen.

Das gegensätzliche „aber“ wird zuweilen (oder, wie der Naumburger sagt, „manchmal“) ersetzt durch „indes“, sehr selten auch durch „dachch“ = doch, jedoch (ich gabbmer alle mehchliche Mihe, indess — oder: dachch — 's fruchbe nischt). Um so häufiger wird das bekräftigende „doch“ angewendet: mache dachch! das dachtchm'r dachch! Unn du bists dachch gewähst! Eine andere Entgegenstellung wird bewirkt durch „dahinggehchen“ (uff dänn is je geh Verlass, dahinggehchen mei Vader, wenn der was sahcht, da gannste Gift druff näme) unn „d'rweile“ (e dachde wunder, was e zu Weinachden grichbe, d'rweile wahrsch nor enne bomwullne Weste), sowie „schdatt“ oder „anschdadd daß“, auch „schdatz“ (schdatz daß es besser geh sullde, wordes immer schlechder). Dieses „statt“ berührt sich mit dem vergleichenden „statt“: e nimmt gleich de Gawel schdatt (= als) Zahnschdubchcher.

Im übrigen verwendet man bei Vergleichungen, auch nach dem Komparativ, sowohl „als“, als auch „wie“, ja sogar „als wie“: „dei Bruder is elder wie meiner“; „du bist je dimmer als wis de Vohlezei erlohbt“. Die Volkssprache gestattet sich hierin also eine Freiheit, deren sich auch die besten Schriftsteller bedienen, wenn schon schulmeisterliche Grammatiker das Recht dazu bestreiten. Dies „als wie“ vertritt auch zuweilen das erklärende „das heißt“: „e machde enne Mine als wie: „wenne dachch nor ehrscht 's Maul hiel.“ In ähnlicher Weise wird „was“ zur Erläuterung benutzt, z. B. „die ehne Hoße, was meine gude war, ham se m'r gemaußt.“

Das vergleichende „zu“ wird durch „so“ ausgedrückt (dringk nich so vil, de werrscht grangk), das vergleichende „so“ nimmt gewöhnlich den Artikel hinter sich (da laht so e großer Haufen = ein so gr.) oder wird auch durch „solch“ ersetzt: e solchen guden

Mehſter findſte nich gleich widder; ſolche liderliche Leide gann ich in mein'n Hauſe nich gebrauche.

Die Antwort „ja" wird mit vollem **a**, das konjunktive „ja" aber nur mit kurzem **e** geſprochen: je', da gann ichche dachch niſcht d'rvor; 's is je gar nich war, 's ſinn je bloß zweh Leibz'cher Elen.

Andere Bindewörter zeigen folgende Beiſpiele: wennde (auch: wennſte) mir hilfſt, da (ſo) helf ich d'r hernach och; ich glubbde ſo lange, bis daß (= bis) jemand 'rein ruhſde; mei Vader fragde, obde (auch: obsde) ſchone (auch: ſchohnſt) gegeſſen hettſt unn ob (auch: obben) Se nune mit ſchbatzire ging'n; indem daß (= während) 'ch einſchdeiche wullde, verlor ich mei Vordemanneh; na, nu (oder nune oder numehro) wehr m'r je ſoweit; ich muſſ'en verglahche, außerdem (= es ſei denn) e bezalt uff der Schdelle, indem daß (= da) ich mei Geld nich lenger embäre gann.

Ausrufe.

Wenn der Naumburger jemand anruft, ſo thut er das mit „hehre", „hehrt" oder „hehr'nſe!" (= höre ꝛc.) vorſt. herrſchte. Um zur Eile anzutreiben, ruft er: allo! (2. Silbe betont, = franz. allons), beim Grüßen ſagt er: herr Diner (= Ihr Diener), beim Abſchiede: hadcheh! (= Adieu!); „härre!" drückt ein etwas erſchrecktes Erſtaunen aus (härre, das haww ich in'n Dod nein vergeſſen! härre, das gab d'r awwer e Gnall!); ichä! mit kurz und ſcharf betonter zweiter Silbe = keineswegs, franzöſiſch mais non (du denkſt wol, e hat bezahlt? ichä, geborcht hat es!); ihe! (mit lang gedehnter erſter Silbe) bezeichnet die eigenſinnige Weigerung unartiger Kinder (ihe, ich mak awwer nich!); ähtſch! iſt, namentlich im Kindermunde, ein Ausdruck der Schadenfreude (ähtſch, du haſt Haue gegricht!); ähks! iſt ein Ausruf des Ekels und Abſcheues; i! ganz kurz hervorgeſtoßen, drückt bald ungläubiges Verwundern (i, wer hat 'en das geſahcht?!), bald einen mißbilligenden Verweis aus (i, wer wärrd'n ſo was mache!); ich dachte gar, oder i liwer gar = Ueberraſchung, Verwundern (wehſtes d'n ſchone, de alde Weiſen is dot! I liwer gar, wenn d'n?); zur Bekräftigung dient dem Naumburger: weß d'r Härre! (ich hawwe w. d. H. gene Ahnungk d'rvunn!); ein beliebter Fluch iſt „Gutt verdella!" oder „G. ſchdrehche", während der der Vorſtädter ihnen den Spitznamen „Dammicher" eingebracht hat.

Namen.

Von Vornamen erwähne ich: Luwwi (auch Luhz, mhd. Lutz), Luwwise (Louis, Louise), Ehmile (betonte erste Silbe = Emilie), ebenso Bauline, Aude (August), Nände (Ferdinand), Ede (oder Edeward), Ussel (Oswald), Male (Amalie), Uddo (Otto, welcher Name als Zuname aber „Udde" gesprochen wird), Hulde (Reinhold), Lore (Eleonore), Rudel (Rudolf), Jdda, Linna, Menne (Hermann), Gläre (Klara): „Karl" wird bei lautem Rufen zu „Garril" gedehnt. Im allgemeinen werden Vornamen hinter den Zunamen gesetzt: Schebben Garl, Schneider Uddo, Miller Lene. Der Ton liegt dabei scharf auf dem Zunamen, dem der Vorname wie bloße Nebensilben angehängt wird; so unterscheidet sich „Senger Franz" deutlich von „Sengersch Franz", welche letztere Form nie als Anrede dient. — Der Zuname „Hoffmann" wird stets „Hofmann" ausgesprochen.

Die Benennung der umliegenden Ortschaften hat sich aus dem bäurischen Dialekte auf den der Stadt übertragen. So heißen Grochlitz Gruchls, Schellsitz Zellscht (in dem Erbzinsbuche von 1733 ist dies wieder zu „Zellstädt" fortgebildet worden), Schönburg Schemmborch, Eulau Eila (1733: Eula, vgl. bei S. Braun Weicha-Weichau), Dobichau Duhwicht, Markröhlitz Margrehchels, Pödelist Beddels (1733: Bethlitz), Kleinjena Glehchehne, Möllern Mäller, Punschrau Bunscher, Fränkenau Frenggel, Hassenhausen Assenhausen, Crölpa Grellp, Prießnitz Brissens, Janisroda Channsrode, Neidschütz Neidsch, Boblas Buwwels, Droitzen Drezen, Scheiplitz Scheibels, Flemmingen Flämichen (Adjektiv: flämisch), Wethau Wide, Possenhain Bussenhahn, Abtlöbnitz Abblemns (1733: Abblöbnitz), Mollschütz Mullscht, Rathewitz Rahz, Leislau Lisslau, Balgstedt Balscht, Scheidungen Scheidch'n, Nebra Nähwr, Eckartsberga Eggerschberche, Buttstedt Butscht. — Ferner die aus folgenden „Denkversen" — die natürlich nur ein scherzhafter Ausdruck des Volkshumors sind — ersichtlichen: „In Blude, Blennsch unn Britz (Prittitz), da hat der Deiwel sein'n Sitz": „in Blude, Britz unn Blennsch (Plennschütz), da wohnt geh guder Mensch"; „in Blennsch, Britz unn Blude (Plotha) wärrd ehn' nich wol ze mude": — „in Gige (Giekau) is d'r Damm geblatzt, da sinn de Bauern ausgegratzt"; — .... in Wetterscheid, wo unsen Baster sei Grautland leit". — In der Stadt selbst giebt es den „Cherchenberch" (Georgenberg), die Gegend „an" oder

4*

„hingern Muhrzen" (ironische Bezeichnung für das Moritzviertel), „de neien Gidder" (neuen Güter), de „Muhrzwihßen" (Moritzwiesen), den „Fridenzihchel" (Friedenshügel), den „Gutzagger" (Gottesacker) und den „Eisenplatz" (Reußenplatz).

Von den Zeitbezeichnungen sind erwähnenswert: Dinnsdahch, Middewuchche, ze Middahche (zu Mittag), Channewar, Fewwerwar, Nohfember, Dehzember, Fahßnachden, Chehanne (Johannis), Michehle (Michaelis).

Dies letztere Beispiel zeigt, daß ein Vokal, der mit „e" zusammentrifft, ausfällt; also Michehle = Michaelis, Gerchen = Georgen, Dehdor = Theodor, Lehnhard = Leonhard, Lehbold = Leopold, Maddehs = Matthäus, Andrehs = Andreas, Elenore = Eleonore, Chehmehder = Geometer, Schderrihn = Stearin; ähnlich: Dohwihs = Tobias.

Fremdwörter.

Aus dem weiten Gebiete der Fremdwörter kann ich natürlich nur einige wenige hier aufführen, denn es kann sich hier nicht darum handeln, festzustellen, wie der „gemeine Mann" sich mit gelehrten, ihm oft gar nicht verständlichen Ausdrücken abfindet, die seinem Sprachbewußtsein nur äußerlich anhaften. Hier kommt es nur auf die wenigen an, die dem Volke so zu sagen in Fleisch und Blut übergegangen sind und dabei allerdings manche Laut- und Begriffsveränderung erfahren haben. Ich erwähne nur die folgenden:

Adullerih = Artillerie; aggrat = akkurat, sauber, genau (unse Uffwardung is enne recht aggrade Frau; mei Geselle arweit langsam, awwer hehchst aggrade); dies „genau" führt manchmal zu einer durch die Lautähnlichkeit unterstützten Vermischung mit „gerade": „das is je aggerade, als wie wenns uff mich abgesän wehr!" abs'lviren = observiren, betrachten, wahrnehmen (Begriffsvermischung mit abprobiren): abs'lvirn dachch emal, obbe nich linksch is; das haww ich schon immer abs'lvirt, wenns Freidahchs rähchent, rähchents in Sunndahch ohch; das geht nich so fix, wide denkst, das muss mr ehrscht genau abs'lvire. Babuschen = Hausschuhe; Beiatz (erste S. betont) = Bajazzo; Barrigge = Perücke, vgl. Barreiter = Bereider; Baschschescher = Passagier, ähnlich: Reschorsche — Ressource; Scharschant = Sergeant; Brehmiche =

Prämie, ähnlich: Lihniche = Linie; Famihliche = Familie; Bermidde = Pyramide; das Breh = Vorrang (vom latein. prae = voraus; du bildst dir wol gar ein, daß de hir 's Breh allehne hast?); breisch, ruschsch, sechsch, franzehsch = preußisch, russisch, sächsisch, französisch; baballchen = ringen, wälzen (franz. bataille = Kampf: bei eich is gar gene Ordnung, alle Sachen baballcht'r uff enen Haufen); bresendiren = prätendiren (da haste gar nischt zu bresendiren dran); broffendiren = profitiren; bei „passiren" meint man nicht bloß, daß sich überhaupt etwas ereignet, sondern daß dies Vorgefallene etwas Unangenehmes ist (ich weß nich, mei Schwihcherson schreibt gar nich, da muß was bassirt sinn); Basderschdunde = Konfirmationsunterricht (in ähnlicher Weise verflacht sich in allen Fremdwörtern die Endung -or zu -er: so ist der Familienname Pfister aus dem mhd. phister, dieses aber aus dem lat. pistor entstanden und bedeutet also „Bäcker"); dischgeriren = ein Discours halten; sich verdeffendiren = sich verantworten; dehbeniren = bestimmen, ausersehen (den Daler, den ich verloren hawwe, denn hattch extra drzu dehbenirt, dass'ch mr wullde was zegude du); demmeliren = demoliren (fließt zusammen mit der Vorstellung von „demmeln" = auf etwas herum tummeln, zertrampeln); Daff'nd = Taffet; Forsche = Force; Kraft (forschirtes = farcirtes Kraut); fingeriren = fingern (vgl. hantiren); Gahnebeh = Kanapee, Sofa; Garduhn = Kattun; Gahsche = Gage und Gaze; Ganditter Konditor (wohl mit Anklang an Kandis); Gristir = Klistir; Gummi (erste S. bet.) = Commis; Gurrahsche nicht bloß wie courage: Willenskraft, sondern auch = Körperkraft (gehk wäck, du hast je gene G., lass mich emal hehmn, ich hawwe schone zwe Zentner uff ener Axel gedrahchen); gunjeniren = cujoniren, peinigen (wenn s'ch der emal was ing Gupp gesetzt hat, da ganne ehn g. bis uffs Blut); interessirt sein = genau, etwas geizig (wer wärd'n nor so i. sei wähchen e bar Flaum!); Lusch (franz. louche) = lüderliches Frauenzimmer; Lagritzchen = Lakritzen (vgl. Herlitzchen = Herlitzen, auch der Name „Lützenberg" wurde, als er hier noch bestand, meist Litzchenberch gesprochen); Margedäner = Marketender; Muhzchohn = Motion (ich willmer e bischen M. mache un mei Hulz selwer schbelle); den Kellner nannte der Naumburger noch bis vor wenig Jahrzehnten nur „Margehr" = Marqueur; bei

„Musiker“ wird von uns die zweite Silbe betont; unter Musihk, Musihge versteht der Naumburger nur Instrumentalmusik; marcheniren (auch einmarcheniren) = mariniren; maschiren = marschiren; sich vermunggiren = widersprechen, sich zu rechtfertigen suchen (von franz. se moquer „sich über jemand aufhalten“: vermunggire dich nich nachch = schweig still!) mordsakriren = massakriren; Rahsche = Eile (frz. la rage, Wut: ich hawwe in der R. e falschen Hut ahngerappt); Rasse = Sorte, Art Menschen (verächtlich); Relle'chon = Religion: rummeniren = ruiniren: Schgandal, Schbekdagel = lauter Lärm; Schbarrenzchen = Ausflüchte, Extravaganzen (lat. sperentia; mach nor gene Sch. un bezale mich! mit dänn bar Gruschschen gammer gene großen Sch. mache); Sehbaste = Subhastation (die ältere Gerichtssprache bezeichnete den Zwangsverkauf nämlich stets als Verkauf sub hasta); Serrfelatworscht = Cervelatwurst (umgekehrt wird bei Sellerie das c des franz. céleri wie z gesprochen: Zellerih); Subberdent = Superintendent: simmeliren = nachdenken (mit Anklang an „sinnen“); die Gomfermande = die Konfirmandin.

In einigen Fällen zeigt die Mundart Neigung, fremde Wörter durch deutsche zu ersetzen; so nennt der Naumburger einen Kanal eine „Ahnzucht“, ein Podium einen „Dritt“, dagegen eine (lärmende) Szene einen „Uffdritt“ (Auftritt, wie noch in der Dramaturgie üblich); die Tuberkulose bezeichnet er als „Auszehrung“, die Epilepsie als „böses Wesen“; einen Arbeiter, der recht sauber und peinlich genau arbeitet, nennt er nicht exakt, sondern einen „eichenen“ oder „ehchensinnichen“ Arbeiter; der schon erwähnte Commis heißt bei älteren Naumburgern häufiger „Handlungs“- oder „Kaufmannsdiener“, und wenn wir von „Schülern“ sprechen, so meinen wir damit fast immer solche höherer Lehranstalten.

Die Satzbildung.

Über diese ist nicht viel zu sagen, da der gewöhnliche Mann seine Gedanken meist in schlichten, einfachen Sätzen ausdrückt, die weder kunstvoll periodisch in einander geschachtelt, noch zum Zwecke stilistischer Abwechselung mannigfaltig gestaltet werden. Ich kann

daher nur einige syntaktische und andere Eigenheiten erwähnen, die aus folgenden Beispielen ersichtlich sind: Was mir Naumborger sinn, mir nähmns nachch mit eich Weißenfelsern allemal uff; d'r Behrschensaal das is der grehste Sal mit in der Schdatt; hedder 'n dachch lasst schbudire (= studiren lassen); wenn d'es dänn geborcht hast, da biste drum; bei abnehmenden Monde laß'ch m'r nich de Hare schneide, da haww ich e awer derbei; die Leide die schbrechen immer, in dänn Hause schbuhgts; ein Kinderreim beginnt: „denkt ihr denn, Mädchen die (statt die M.) sind teuer?!"; bei mein'n Vader da wohnte damals e Meier, der hadde acht Ginder (statt: der 8 K. hatte); mei Bruder hat eier Fenster neingeschmissen — aus Versehen hehßt das; wo wullmer d'n zu? ich gab d'r das Geld, um dir enne Hose zu gohsen (statt: damit du ꝛc.) unn du verseiffsts; nimb nor bei der Hitze halwäche e Glehd, was de (= das) nich so warm is; das is d'r ganz recht, was (= warum) machste ohch solche Sachen; wenne dachch nor 's Maul hiel (= hielte); das „denn", das man in Fragen einzuschieben pflegt, verschmilzt häufig mit dem vorangehenden Fürworte: bist'en, hast'en, wullen S'en? Hat ein Naumburger nicht verstanden, was ein anderer zu ihm gesagt hat, so fragt er nicht „wie?", sondern „was?"

Vielleicht ist hier der Ort, zu besserer Veranschaulichung der mundartlichen Stilisierung eine zusammenhängende Probe unserer Sprechweise zu geben. Als solche Dialektprobe pflegt man sonst das Gleichnis vom Säemann zu wählen; ich möchte das vom verlorenen Sohne vorziehen, weil der Gedankengang hier mannigfaltiger ist:

's war emal e Mann, dänn seine Frau war geschdorm un e drib nu seine Wärtschaft mit sein' zwee Chungens. Der ene d'rvunn, was der chinggste war, das war awwer e unruhicher Gopp, der wullde gar ze gerne in de Frembde, un enes schehn Dahchs sagte forr sein' Fader: „Fader, sahchde, wehste was, gibb mr mei Midderliches, ich mache fort vun hir." Sei Fader zahlden also sei Erwe aus un der Son machde fort, weit, weit fort, ich glowe gar iwwersch Mer. Na, da läbde nune wie Gutt in Frankreich, begimmerte sich um genne Arweit un dachte dachch, 's werrde nich alle. Awwer ere sichs versak, da war'n die bar Daler alle un e musste sich nach Arweit umdue. Dazemal war awwer gerade enne

rechde schlechde Zeit un e mussde endlich fro sinn, dassen e Bauer als Schweinehärrden annahmb. Der Lon war je da nu freilich niddrich un rehchde nich hin un nich her un e mussde manchmal zefriden sei, wenne vunn den Garduffeln, die vorr de Schweine geguchcht worden, e bar vorr sich behalde dorfte. Da dachde so manchmal, wenne so mit sein'n Schwein'n drauß'n rum war, in sein'n Gedanggen: „Wehrschde dachch zehause bei deinen Fader geblim! da hats je weß d'r Härre bei uns zehause e Dahchelehner besser, der gann s'ch ze wenichstens satt äsfe!“ Gorz un gut, e gind'chde sein Dihnst und wanderde widder heme. Wie e nu widder bei sein Fader war, da sahchde vorrn: here Fader, ich muss dich sere um Verzeiung bidde, denn du werscht mr gewiss recht bese sei, dass'ch damals so dummihrich war un mit aller Gewalt fort wullde; ich wer je ehchendlich gar nich mer währt, dassde mich vorr deinen Sohn ahnsihst; ich wer je awwer schone zefriden, wenn ich als Dahchelehner bei eich sing gennde.“ Da wullde awwer sei Fader nischt druun wisse, denn e hadde sich immer in Schdillen um den Chungen gegrehmt und hadden nich vergesse genne un wie enn nune widder bei sich hadde, da ware nor fro, daß der Chunge nachch gesund war, un e ruhfte ehn vun sein Leiden un sahchde: Gäbbt dachch emal mein Sone e bar ganze Schdiweln un orndliche Sachen ahnzezihn; iwwerhaupt wullmer uns emal was zegude du, weil mei Son widder da is, denn ich hadde je schone gedacht ich wärrdn nich widder ze sän grihche. Schlacht dachch emal das fedde Galb was m'r in Schdalle hamm, un dann wullmer alle zesamm recht frehlich sinn. Wie nun uffn Ahmd der andere Sohn vun Felde hem gam und hehrde, wasde vorgefallen war, da wullde ehrscht gar nich nein geh in de Schduwe un wie sei Fader rausgam unn 'n zuredde, da sahchde: „Ich wehß gar nich wie du bist, Fader! Ich hawwe mich hir bei dir geblahgt un jahrausjahrein for dich gearweid, de hast awwer noch niemals nich dergleichen gedan un hast m'r nach nich sovihl ahngeboden, daß 'ch mr ohch emal hebde gennt e guten Dahch mache mit mein'n Beganndden; un hir lesst de gleich 's beste vun unsen Gelwern schlachte.“ Da antworde sei Fader druff: „J, wer wärrd'n nor so sinn! Mr wulln uns dachch liwer freie, daß m'r unsen Chungen gesund widder hamm; 's is je dachch dei Bruder

un de haddst gewiß ohch gedacht, de wärdst'n nich widder ze sän grihche in dein Lähm. E hat genungg und satt ausgeschdanden da draußen in der Frembde, wärend daß du immer hibsch zehause gewähst bist. Na un was das ahnbelangt, daß de gearweit hast — 's is je dachch emal alles eire!

Schluß.

Was ich im Vorstehenden geboten habe, ist nur ein Umriß unserer hiesigen Mundart; dieser Umriß sollte im wesentlichen nur eine Materialiensammlung, eine Fixierung unseres jetzigen Sprachschatzes sein, wobei freilich noch manches Kleinod fehlen wird; denn es ist meines Wissens das erstemal, daß ein solcher Versuch gemacht wird. Wir haben keine Wörtersammlungen, keine Litteraturdenkmäler unserer Mundart aus früheren Zeiten, an denen sich eine Vergleichung vornehmen und feststellen ließe, was eigentlich stammhaftes Naumburgisch ist und was von auswärts eingeführt ist. Gar manches der aufgeführten Wörter wird sich daher auch außerhalb unserer Vaterstadt nachweisen lassen. Dazu kommt — und das ist wohl einer der Gründe, warum wir es zu einer mundartlichen Litteratur nicht gebracht haben — daß trotz so vieler Verschiedenheiten unser Dialekt nicht gar so erheblich wie manche andere Mundarten von der Schriftsprache abweicht. Ist doch diese letztere in ihren Grundstoffen aus dem Oberfränkischen erwachsen oder gemacht, denn, wie der Sprachforscher Behaghel sagt, „die Schriftsprache ist ein Präparat, das in der Natur nicht vorkommt, sowenig wie unsere Waldbäche destilliertes Wasser führen". Das Ostfränkische war aber wohl auch die Sprache jener Deutschen, die vom 9. bis 11. Jahrhundert vom Fichtelgebirge her die Elster und Saale abwärts drangen und sich in unserer Heimat an die Stelle der slavischen Wenden setzten.

Möge die Bedeutung und der Wert mundartlicher Untersuchungen nicht unterschätzt werden! Wie wir aus den Proben lateinischer Volkssprache, die uns Petronius' „Gastmahl des Trimalchio" bietet, wertvolle Fingerzeige für die Kenntnis der lateinischen Tochtersprachen entnehmen können, so kann auch die Bekannt-

schaft mit unserer Volkssprache für das Verständnis unserer mitteralterlicher Dichter, in weiterem Sinne sogar unserer Sagen und Göttererzählungen von Nutzen sein. Und wie für die Vergangenheit, so auch für die Gegenwart. Jene blutlose Erstarrung unserer Sprache, die wir als den „papiernen Stil“ bezeichnen, mit all ihren krankhaften und entstellenden Auswüchsen kann — wie uns Uhland, Rückert, Fallersleben, Freytag gezeigt haben — nur geheilt werden, wenn unsere Schriftsteller aus dem Jungbrunnen unserer Mundarten schöpfen, aus dem ein unversiegbarer Strom neuer und lebensfähiger Formen, Bildungselemente und Bezeichnungen von anschaulichster und treffendster Darstellungskraft quillt. Das ist ein Nähr- und Lebensquell, in dem endlich auch der häßliche Wechselbalg der Fremdwörter ersticken muß, wenn die Schulsprache den Mut hat, aus dem Volksmunde manches alte gute Wort wiederaufzunehmen, das nur den Buchgelehrten erstorben zu sein scheint, während es doch im Verständnisse des Volkes noch kräftig fortlebt und kurz und erschöpfend mit anschaulicher Bildlichkeit Begriffsschattierungen ausdrückt, für welche jetzt die Schriftsprache langatmige und abgeblaßte Umschreibungen zu Hilfe nehmen muß. Wie recht hat doch Schmeller, wenn er ausruft: „Mir stehen die Mundarten neben der Schriftsprache da wie eine reiche Erzgrube neben einem Vorrate schon gewonnenen und gereinigten Metalls, wie der noch ungelichtete Teil eines tausendjährigen Waldes neben einer Partie, die zum Nutzgehölz durchforstet, zum Lusthain geregelt ist.“



